

**Deutscher
Reporterpreis
2015**

**Die 10 nominierten Texte
in der Kategorie
„Bester Essay“**

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

	Seite
1) Hildebrandt, Tina; Ulrich, Bernd: Im Auge des Orkans (0271)	03
2) Schieritz, Mark; Uchatius, Wolfgang: Ausgespart (0372)	15
3) Henk, Malte; Uchatius, Wolfgang: Morgen vielleicht (0420)	31
4) Smechowski, Emilia: Ich bin wer, den du nicht siehst (0435)	51
5) Schischkin, Michail: Das Imperium der Lügen (0485)	65
6) Piepgras, Ilka: Von einer, die auszog, das Sterben zu lernen (0515)	74
7) Friedrichs, Julia: Eine Klasse für sich (0531)	94
8) Richter, Konstantin: Schatz, die Flüchtlinge kommen (0609)	108
9) Hünninger, Andrea Hanna: Die Mütter der Wut (0979)	113
10) Seibt, Constantin: Die gefährlichste Idee Europas (1009)	118

Im Auge des Orkans

Massenflucht nach Deutschland: So viel Risiko war noch nie. Und Angela Merkel geht aufs Ganze. Sie ist die Krisenkanzlerin

Von Tina Hildebrandt und Bernd Ulrich, DIE ZEIT, 17.09.2015

Das Auffallendste ist das, was fehlt: Geräusche, Betriebsamkeit, Eile. Wer das Kanzleramt betritt und mit einem der mintfarbenen Aufzüge in die oberen Stockwerke fährt, hat den Eindruck, als habe jemand abrupt die Lautstärke abgestellt. Draußen brummt der Verkehr oder skandieren Demonstranten. Es ist heiß, nass oder kalt. Drinnen hört, riecht und fühlt man fast nichts. Nur ab und zu rollt ein Geschirrwagen sehr leise in die Küche zurück. Man ahnt dann: Da hat wieder eine Krisensitzung stattgefunden.

Dieses Gefühl, sich im Auge des Orkans zu befinden, ist nicht neu. Aber noch nie wirkte es so surreal. Denn da draußen brummt nicht nur Verkehr, da draußen wandern die Völker.

Und noch nie hat man sich die Frage gestellt: Hat Angela Merkel, die Frau, die hier im Auge des Orkans sitzt und regiert, eigentlich keine Angst? Vor dem, was sich da draußen zusammenbraut, vor dem, was sie uns da zusammenbraut?

Merkel sei die rationalste Politikerin, die er je getroffen habe. Das sagt einer, der sie lange kennt und viele Politiker kennengelernt hat, deutsche und internationale. Nie habe er an der Kanzlerin Angst wahrgenommen. Er habe immer gefunden, dass das ihre größte Stärke sei. In den vergangenen Tagen ist ihm der Gedanke gekommen, das könnte vielleicht auch ein Defekt sein.

In all den vielen Krisen der vergangenen Jahre war Merkel für die Deutschen stets eine verlässliche Größe, so wie das Bordpersonal im Flugzeug. Solange Merkel

nicht beunruhigt war, solange die Kanzlerin sich nicht hektisch anschnallte und nach der Sicherheitsweste kramte, konnte man selbst auch ruhig bleiben. Jetzt sagt sie: »Wenn wir jetzt anfangen müssen, uns zu entschuldigen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.« Bang. Ein Satz, der zeigt, dass es für Merkel nun ans Eingemachte geht, spontan gesagt, aus tiefstem Inneren.

Diese Krise ist anders. Sie ist näher, auch an Merkel, und sie geht tiefer. Sie ist größer als der 11. September und härter als die deutsche Vereinigung. Sie ist komplizierter als beide, weil sich die Echoräume der Kommunikation vervielfältigt haben. Wenn Merkel sagt »Asyl kennt keine Obergrenzen«, dann ist das eine Antwort auf die CSU. Gemeint ist das Menschenrecht auf Asyl. Im Irak aber kommt an: Deutschland will nicht nur die Syrer, es nimmt auch uns. In Afghanistan, so wabert es durch Berlins Regierungskreise, sollen Hunderttausende Pässe beantragt haben, um das Land zu verlassen. Wenn Merkel ein Selfie mit einem Flüchtling macht, ist das eine menschliche Geste. In den Sozialen Medien wird daraus ein Dementi aller Aufklärungskampagnen und Beteuerungen, dass nicht jeder kommen könne.

Es ist Merkels erste Krise in Echtzeit. Alles, was sie sagt, löst sofort Bewegung aus. Buchstäblich.

Auch Merkel selbst ist anders. Nach zehn Jahren im Amt ist eines der stärksten Motive entfallen, das Politiker antreibt: die Angst vor dem Machtverlust. Merkel beschäftigt nicht mehr die Frage: Wie komm ich da rein?, sondern allenfalls die Sorge: Wie komm ich da je wieder raus?

Tägliche Anfragen im Kanzleramt, ob die Öffnung Deutschlands denn richtig gewesen sei, ergeben immer dieselbe Antwort: »Goldrichtig.« Sind das nur gute Nerven, oder gibt es auch einen guten Plan?

Wer diese Frage beantworten will, muss diese Krise durch vorangegangene Krisen in Merkels Leben sehen, muss verstehen, dass Merkel die deutsche Krisenkanzlerin par excellence ist, mehr sogar als Helmut Schmidt mit Hamburg-Flut, Ölkrise, Schleyer-Entführung, Mogadischu.

Merkel ist krisengeboren im doppelten Sinne. Als Flüchtlingskind kam sie, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

gebürtige Hamburgerin, in die DDR. Eine ungewöhnliche Flucht, falsch herum gewissermaßen, aber aus Überzeugung. Für den Pfarrer Horst Kasner, ihren Vater, war die DDR der bessere, weil antifaschistische Staat. Auch daher hat Merkel ihre unverbrüchliche Treue zu Israel, ihre Kompromisslosigkeit, wenn es um alles geht, was zu weit rechts ist.

Der Zusammenbruch der DDR, deren wirtschaftliches, kommunikatives, moralisches Versagen, brachte Merkel in die Politik und wurde zu ihrem ersten großen Lehrmeister. Daher hat sie diese Lust am Funktionieren, das Pragmatische ist für sie nicht Nebensache des Politischen, sondern dessen Wahrheitstest. Besonders habe sie an der DDR gestört, dass man nicht an die Grenzen der eigenen Leistungsfähigkeit habe gehen können, immer sei die Limitierung von außen gekommen. An ihre Grenzen zu gehen und darüber hinaus, empfinde sie noch heute als »schönes Gefühl«. Das hat Merkel 2010 gesagt. Nun testet sie nicht nur die eigenen Grenzen. Auch unsere.

Mit einer Krise begann auch Merkels politischer Aufstieg. Die Spendenaffäre 1999 stürzte die CDU in einen Identitätskonflikt. Helmut Kohl hatte Merkel zur Ministerin gemacht, er wurde ihr zweiter politischer Lehrmeister. Doch anders als die vielen, die Teil des Systems Kohl waren, erkannte Merkel als Außenseiterin, dass die Partei Kohl nicht nur hinter sich lassen, sondern sich von ihm trennen musste. Mit ihrem berühmten Brief in der *FAZ* forderte sie die CDU auf, sich von Kohl zu emanzipieren. Wusste Merkel, dass dieser Moment zu ihrem Aufstieg führen würde? Jedenfalls war es dann so.

Merkel hatte die Entscheidung autonom getroffen, ohne Absprache mit den Gremien, ohne Wolfgang Schäuble, der damals Parteivorsitzender war. Und sie hatte zum ersten Mal die Erfahrung gemacht: Es klappt. Wenn der Moment stimmt.

Holprig ging es weiter. Merkel vergriff sich im Ton, in den Maßnahmen, oft schien sie quer zu liegen zur Republik und zu ihrer Partei. Als Merkel 2002 erklärte, sie wolle Kanzlerkandidatin werden, mobilisierte sie damit binnen einer Woche einen so gewaltigen Widerstand unter den Ministerpräsidenten ihrer Partei, dass die CDU-Vorsitzende am 11. Januar nach Wolfratshausen fuhr, um ihrem Konkurrenten Edmund Stoiber die Kandidatur anzutragen. Machterhaltung durch Machtverzicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Das war eine politische Nahtoderfahrung. Und sie lernte zugleich: So kann ich überleben.

Stoiber verlor. Merkel bekam ihre Chance. Und gleich die Quittung dafür, dass sie sich an ihren Überzeugungen orientierte. Bei der vorgezogenen Wahl 2005 kam die CDU mit ihrem Turboreformanspruch auf nur 35,2 Prozent. In der so genannten Elefantenrunde im Fernsehen saß die CDU-Vorsitzende einem elektrisierten Gerhard Schröder gegenüber und wirkte wie vom Laster überfahren. »Glauben Sie im Ernst, dass meine Partei auf ein Gesprächsangebot von Frau Merkel einging, in dem sie sagt, sie möchte Bundeskanzlerin werden?«, polterte Schröder.

Am kommenden Dienstag, exakt zehn Jahre nach Schröders trunkenem Angriff, wird Merkel seine Biografie vorstellen, »im Beisein des Bundeskanzlers a. D.«, wie es in der Ankündigung heißt. Es ist ihre persönliche Rückrunde. Und ungeahnt schließt sich noch ein zweiter Kreis: Schröder hatte einst seine Kanzlerschaft an die Agenda 2010 geknüpft, Merkel bindet sie in diesen Tagen immer fester an ihr Ja zu den Flüchtlingen.

Als sie im Herbst 2005 mit Ach und Krach ins Kanzleramt einzog, hätte sie ahnen können: Krisen kann sie gut, keine Krisen nicht so gut. Der programmatische Versuch, Deutschland umbauen und durchregieren zu wollen, hatte sie trotz einer glänzenden Ausgangsposition beinahe noch in die Wahlniederlage gegen Schröder geführt. Dennoch nahm sie sich fürs Regieren wieder etwas Programmatisches vor, eine große Gesundheitsreform – und verlief sich im Geflecht der Interessen.

Die Methode, die sie damals im Ringen mit Ärzten und Krankenkassen anwendete, gleicht auf den ersten Blick jener der Krisenkanzlerin von heute: systematische Durchdringung, Detailstudium bis hinein in die politische Mikroskopie. Was fehlte, waren starke Veränderungsenergien; es fehlten die Gegner, die früher oder später die Nerven verlieren, weil das Tempo zu hoch wird. Es fehlte kurzum: die Krise. Und so verhedderte sich ihre Reform. Noch war die junge Kanzlerin Angela Merkel nicht zu sich gekommen.

In den ersten Oktobertagen des Jahres 2008 erhielt die Führung der damaligen großen Koalition diskret eine beunruhigende Nachricht. Die Welt befand sich inmitten

einer Finanzkrise, ausgelöst vom Kollaps einer amerikanischen Bank. Plötzlich fingen die Deutschen an, signifikant öfter zum Bankautomaten zu gehen als gewöhnlich. Was der einzelne Sparer noch nicht wissen konnte und auch nicht wissen sollte: Der befürchtete *bank run*, der binnen weniger Tage ein ganzes Finanzsystem kollabieren lassen kann, hatte schon begonnen.

Angela Merkel und ihr Finanzminister Peer Steinbrück sahen sich vor eine psychologisch hochriskante Aufgabe gestellt: Wie können wir die Deutschen mit einer dramatischen Geste beruhigen, ohne durch die Dramatik selbst neue Unruhe zu schaffen? Und wie können wir Sparer glauben machen, ihre Einlagen seien sicher, die aber nur dann sicher sind, wenn sie daran glauben? Heraus kam der richtige Satz zum richtigen Zeitpunkt: »Wir sagen den Sparerinnen und Sparern, dass ihre Einlagen sicher sind. Auch dafür steht die Bundesregierung ein.« Das war hoch gepokert, kaltblütig durchgeführt und vor allem erfolgreich.

Als Angela Merkel einmal gefragt wurde, warum sie in der DDR nicht zu den Oppositionellen gehört habe, führte sie als wichtigen Grund an, dass die Bürgerrechtler wegen des Reaktorunfalls von Tschernobyl gegen Atomenergie gewesen seien, sie selbst aber nur gedacht habe: Die Sowjetunion braucht eben bessere Atomkraftwerke. Dies biografisch-naturwissenschaftliche Sympathie für die Atomkraft hielt sie auch im vereinigten Deutschland durch. In ihrer zweiten Amtszeit plante sie den Ausstieg aus dem rot-grünen Ausstieg aus der Atomkraft. Gegen konstante Umfragemehrheiten und trotz der ungelösten Endlagerfrage.

Am 11. März 2011 um 14.47 Uhr japanischer Zeit setzten jene Erdbeben und Flutwellen ein, die kurze Zeit später die Reaktoren in Fukushima schmelzen ließen. Am 12. März erklärte die Bundeskanzlerin Atomkraft für nach wie vor „verantwortbar und vertretbar“. Zwei Tage später verkündete die Regierung ein Moratorium für den Betrieb deutscher Atomkraftwerke. Der Ausstieg aus dem Ausstieg aus dem Ausstieg aus der Atomenergie hatte begonnen. Und eine Energiewende, die das Land verändern würde, eines der größten Infrastrukturprojekte in der Geschichte der Republik.

Fukushima war die erste schöpferische Krise der Kanzlerin, hier erlebte sie die gestalterische Kraft, die für sie in einer solchen Zuspitzung liegen kann. Ein Paradox: Die systematische, vorsichtige, Schritt für Schritt vorgehende Angela Merkel funktio-

niert am besten in Kombination mit ein bisschen Chaos, Angst und WendeEuphorie. Diese Mischung wird uns noch beschäftigen.

Für die Deutschen hielt das offenkundige Umfallen der Kanzlerin eine wichtige Erfahrung bereit: Sie will nicht recht haben, sondern das Richtige tun. Wenn ein Fehler gemacht wird, dann korrigiert sie ihn. Auch so kann sich Vertrauen aufbauen. Dieses Vertrauen setzt Merkel jetzt ein und strapaziert es zugleich wie nie zuvor. Denn auch das ist in der Flüchtlingskrise anders: Wenn es ein Fehler gewesen sein sollte, wie Merkel auf sie reagiert hat, dann lässt er sich diesmal nicht so leicht korrigieren. Atomkraftwerke kann man an und ausschalten. Syrer nicht.

Oft wurde ihr zum Vorwurf gemacht, ihre stummstockige Art des pragmatischen NaundRegierens entpolitisiere die Menschen, ja gefährde die Demokratie. Tatsächlich, bevor die Geschichte zum Dauergast im Kanzleramt wurde, gab es immer wieder Phasen der Stagnation, freundlicher gesagt: des Verwaltens. Meist wirkten Merkels jeweilige Koalitionspartner als treibende (und sich darin verbrauchende) Kraft, mal die aufgekratzte FDP, mal die SPD auf ihrer ewigen Suche nach dem verlorenen Sozialen. Man könnte sagen: Als NichtkrisenKanzlerin macht Merkel keine sonderlich gute Figur.

Nur, wann war eigentlich die letzte Nichtkrise? erinnert sich noch jemand an das letzte Sommerloch, an die gepflegte Gelingweiltheit einer saturierten Republik? Seit einer Weile befinden sich Deutschland und auch Europa nicht nur andauernd in einer Krise, sondern in mehreren. Merkel braucht keine Visionen mehr zu haben, die Visionen kommen zu ihr, die Albträume auch.

Tibetische Mönche schlagen ihre Schüler manchmal mit einem Stock auf die Schulter, nicht um sie zu bestrafen, sondern damit sie sich konzentrieren. Eine ähnliche Wirkung hat es auf Merkel, wenn auf sie eingedroschen wird. Das schärft ihre Sinne, ändert aber selten ihre Politik. Während der GriechenlandKrise dieses Sommers hat praktisch die gesamte Weltöffentlichkeit auf sie eingedroschen, dennoch hat die Kanzlerin ihre Linie – sei sie nun richtig oder falsch – mit wenigen Abweichungen durchgezogen, sie hat erfahren, dass das auch international geht. Das Prinzip, das sie schon bei ihrer FukushimaWende angewendet hatte, dass man nämlich stärker aus einer Krise herausgehen sollte, als man in sie hineingeriet, wendet sie nun auf die Euro-

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Krise an; sie soll die EU stärker machen. Krisenenergie als Gestaltungskraft. Wobei, das muss man sich mit Blick auf die Gegenwart merken: Merkel saß in der GriechenlandKrise an einem sehr langen Hebel, denn ohne Deutschland ging da gar nichts.

Und noch etwas ist geschehen: Angela Merkel hat sich in der EuroKrise endgültig emanzipiert von einer der großen Autoritäten ihres Lebens – von Helmut Kohl. Als Parteivorsitzender stellte der für sie schon seit der Spendenaffäre keine Instanz mehr dar, spätestens seit der Euro und der UkraineKrise auch nicht mehr als großer Europäer. Öffentlich stellte er sich gegen sie, warnte sie davor, sie solle Europa nicht zerstören. Das hatte ihr gerade noch gefehlt. Wenn sie heute den Helmut Kohl in ihrem Kopf befragt, erhält sie auf die Krisen, in denen sie steht, keine Antworten.

Ähnliches gilt für die USA, deren Regierungspolitik zu widersprechen ihr noch beim Irakkrieg 2002 schwerfiel. Seitdem hat es Invasionen der Amerikaner gegeben, denen sie sich verweigerte. Vor allem jedoch gibt es die Ukraine-Krise, in der die Kanzlerin zur Verhandlungsführerin des Westens wurde und bis heute die Wahl der Mittel bestimmt. Auch das haben die Krisen mit sich gebracht: Sie lässt sich beraten, belehren lässt sie sich nicht mehr. Der Himmel über dem Kanzleramt ist leer.

Das also war die Merkelsche Ausgangslage dieses Sommers, noch bevor die Zahl der Flüchtlinge sprunghaft anstieg: Sie hat in der Krise ihre politische Form gefunden, sie fürchtet sie nicht, sie umarmt sie. All die Krisen, die Europa nun durchlebt, kommen einer Neu oder zumindest Umgründung der EU nahe, ökonomisch, sicherheitspolitisch, fiskalisch, menschlich, eine Metamorphose, die Merkel mitgestaltet, mindestens so sehr wie einst Jacques Delors oder eben Helmut Kohl. Mit solchen Gedanken wird sie nicht morgens aufstehen, das ist ihr alles zu viel, aber wissen tut sie es doch. Dabei fühlt sich Angela Merkel frei, frei von alten Männern und fernen Mächten, frei auch von der Notwendigkeit der Machterhaltung. Ein beneidenswerter Zustand. Auch ein riskanter?

Die Regierung habe das Thema Flüchtlinge unterschätzt, sie habe es verpennt, kritisieren Grüne und Linke. Die Wahrheit ist: Sie hat es unterschätzt, aber sie hat es nicht verpennt. Sie musste es fast unterschätzen, weil es sich pausenlos steigert, nicht linear, sondern exponentiell. Merkels Entscheidung vor zehn Tagen war nicht die Ursache einer Eskalation, sondern die Reaktion darauf. Wenn sie es auch seither mit den

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Öffnungssignalen womöglich etwas übertrieben hat.

Seit Anfang Mai entspinnt sich eine neue Geschichte für Deutschland und für die Kanzlerin, nicht als großer Plan, sondern als eine rasende Folge von Aktion und Reaktion, beständig treiben die Ereignisse vom Aktuellen ins Prinzipielle:

7. Mai 2015: Bundesinnenminister Thomas de Maizière erklärt in Berlin, 450 000 Flüchtlinge würden dieses Jahr in Deutschland erwartet.

19. August 2015: Das Innenministerium korrigiert die Zahl steil nach oben: 800 000. Zwischen Mai und August liegen: eine dramatisch zugespitzte Lage in Syrien, im Nordirak, in Afghanistan, Hunderte toter Bootsflüchtlinge, ein Griechenland, das vollauf mit sich selbst beschäftigt ist, eine Türkei im Wahlkampf. Beide Länder winken die Flüchtlinge im großen Stil durch.

Knapp eine Woche später: Auf einem Treffen des Innenministeriums, der Bundesländer und des Bundesamts für Migration und Flüchtlinge (BAMF) stellt jemand die Frage: »Was machen wir mit den Leuten, die kommen, sollen wir sie nach Ungarn zurückschicken?« Man einigt sich darauf: Nein, das können wir nicht machen.

25. August, 4.30 Uhr: Das BAMF bestätigt über Twitter: »#DublinVerfahren syrischer Staatsangehöriger werden zum gegenwärtigen Zeitpunkt von uns weitestgehend faktisch nicht weiter verfolgt.« Der Tweet geht tausendfach um die Welt. Weder Angela Merkel noch ihr Kanzleramtsminister Peter Altmaier wissen davon.

25. August, zur Mittagszeit in DuisburgMarxloh: Die Flüchtlinge würden als »Invasion« wahrgenommen, erklären Bürger der Kanzlerin auf einer Veranstaltung zum »guten Leben«.

26. August 2015: Im sächsischen Heidenau wird Merkel von einem enthemmten Mob als »Volksverräterin« und »Hure« beschimpft.

31. August, Berlin: Merkel hält ihre SommerPressekonferenz ab. Österreich und Ungarn haben Züge eingesetzt, um den Zustrom an Flüchtlingen nach Deutschland weiterzuleiten. »Wir leben in geordneten, sehr geordneten Verhältnissen«, sagt die Kanzlerin, »die meisten von uns kennen das Gefühl völliger Erschöpfung, verbunden mit Angst nicht.« Den Ausschreitungen werde der Staat mit aller Härte entgegentreten. Sie fügt hinzu: »Keine biografische Erfahrung rechtfertigt ein solches Verhalten.« Die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Journalisten stellen Fragen. Die Regierung wiederum fragt sich: Was machen wir mit den Zügen? Das Kanzleramt entscheidet, die Bedenken des Innenministeriums hinten anzustellen und die Züge nicht zurückzuweisen. Denn wie hätte das Abweisen der Flüchtlinge aus Ungarn konkret geschehen sollen?

1. September: Auf einem Budapester Bahnhof skandieren Syrer, Albaner und Iraker »Deutschland, Deutschland« und »Merkel, Merkel«; die Kanzlerin sieht es im Fernsehen, es berührt sie.

3. September 2015: Ungarn stoppt die Züge. Die Flüchtlinge machen sich zu Fuß auf den Weg. Sie laufen über Autobahnen, Bahngleise, Wiesen. Sie laufen nach Deutschland, zu Merkel.

4. September 2015: Die Bundesregierung rechnet damit, dass an diesem Wochenende der Höhepunkt des Flüchtlingsstroms erreicht wird. Dass man die Flüchtlinge nicht mehr aufhalten kann. Merkel ahnt, dass nun schlimme Bilder drohen. Bilder von überfahrenen Flüchtlingen, Bilder von Polizisten, die gegen verzweifelte Menschen vorgehen, womöglich Bilder von ungarischen Soldaten. Bilder, »mit denen Europa sich nicht hätte sehen lassen können«, sagt ein Kabinettsmitglied.

5. September: Merkel telefoniert mit dem ungarischen Regierungschef Viktor Orbán und dem österreichischen Kanzler Werner Faymann. Die Lage sei nicht mehr unter Kontrolle, sagt Orbán. Merkel und Faymann beschließen, eine Ausreise der Flüchtlinge zuzulassen. Der deutsche Vizekanzler wird in die Entscheidung eingebunden, doch hat das Telefongespräch mehr »den Charakter einer Unterrichtung«. Die Kanzlerin ist in Fahrt. Am späten Abend lässt Merkel den stellvertretenden Regierungssprecher Streiter erklären, Deutschland werde die Flüchtlinge nicht abweisen. »Wir haben jetzt eine akute Notlage bereinigt«, sagt Streiter. Keine große Rede an die Nation, keine Inszenierung markiert diese Entscheidung, die womöglich die wichtigste ihrer Amtszeit sein könnte. Pragmatismus mit historischen Folgen.

Noch im Juli hatte Merkel dem palästinensischen Flüchtlingsmädchen Reem gesagt: »Wir können nicht alle aufnehmen.« Was ist seitdem in Merkel gefahren? Die Antwort lautet: die Realität. Plus ein großer Schuss Weltgeschichte – die Krisen im Nahen und Mittleren Osten sind auch Folgen der europäischen Kolonialpolitik, die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Umbrüche auch ein Echo auf den 11. September. Plus vielleicht ein Schuss Gefühle. Beinahe stündlich kommen in der Woche danach Flüchtlinge in München an. »Wir schaffen das«, sagt Merkel.

13. September 2015: Innenminister de Maizière kündigt an, Deutschland werde wieder Grenzkontrollen einführen. Es ist sein Vorschlag, er ist abgestimmt mit dem SPD-Vorsitzenden Gabriel und Außenminister Frank-Walter Steinmeier. Einige Stunden lang herrscht Verwirrung: Heißt das, dass die Grenzen dichtgemacht werden? Rудert die Regierung zurück? Von vornherein sei klar gewesen, dass die Ausnahme begrenzt werden müsse, heißt es im Kanzleramt, dass man zu geordneten Verfahren zurückfinden müsse.

Offenheit, aber geordnet also. Kein Kurswechsel, aber ein Abbremsen. Allerdings eher ein symbolisches, das den europäischen Partnern zeigen soll: Wir können auch anders. Das Problem, das wissen alle, ist mit Grenzkontrollen nicht gelöst.

15. September 2015: Die Kanzlerin im trotzigen Verteidigungsmodus. Auf die Frage, ob sie selbst zur Eskalation beigetragen habe, sagt sie: »Es gibt Situationen, in denen man nicht zwölf Stunden nachdenken kann.« Dann müsse man einfach entscheiden. Natürlich vermittelt ihr Umfeld nach Kräften den Eindruck, die Kanzlerin sei weder wütend über die Anfeindungen, die sie erlebt hat, noch gerührt über die Liebe, die ihr von den Flüchtlingen entgegenschlägt. Allenfalls dazu lässt man sich hinreißen: Die Kanzlerin sei »beeindruckt« von der Hilfsbereitschaft ihrer Landsleute, die den Drang nach Deutschland ebenso befeuern wie die Selfies der Kanzlerin.

Daran stimmt vermutlich so viel: Kanzlersein ist ein besonderer Zustand. Er bringt es mit sich, dass man nie wie der Kalif Harun al-Raschid unerkannt Erfahrungen machen kann. Man selbst verändert die Situation unauflösbar und damit auch die Erfahrungen, die man macht. Brutal gesagt: Ein Kanzler kann keine »echten« Erfahrungen mehr machen. Er kann das nur mehr oder weniger wissen. Kohl wusste es weniger, Merkel mehr. Nur ändern kann sie es nicht.

Deshalb ist Merkel so sparsam mit ihren Worten. Sie weiß: Wenn sie etwas sagt, ist es etwas anderes, als wenn jemand anderes es gesagt hätte. Dennoch ist sie immer wieder von der Wirkung ihrer Worte überrascht. Auch von der Wirkung dessen, was

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sie nicht sagt, sondern bloß ausrichten lässt, etwa von Herrn Streiter, den niemand kennt.

Merkel ist anders in dieser Krise. Vielleicht, weil bei ihr jetzt alles zusammenkommt: Es entspricht ihrer antifaschistischen Erziehung, wenn sie vor den Rechten warnt, die Asylbewerberheime anzünden; es berührt sie biografisch, wenn Menschen in Ungarn über Zäune klettern; als Christin, die sie ja auch noch ist, will sie nicht anders; sie spürt in sich die kumulierte Kraft der vorherigen Krisen.

Anders als in den anderen Krisen sitzt Merkel diesmal an einem kurzen Hebel. Denn während Europa in der Schuldenkrise nicht ohne die Deutschen konnte, kann nun Deutschland nicht ohne die Europäer. Wer Mitglieder der Bundesregierung fragt, wie man Druck aufbauen könnte in der EU, der bekommt von dem einen diese Antwort: gar nicht. Ein anderer mutmaßt: »Wenn wir die weiße Fahne hissen.« Ein dritter: »Wenn wir finanziellen Druck machen.« Das ist aber dann schon die Brechstange, ein Instrument, das den Deutschen nicht gut steht oder nur zu gut, wie man will.

Die Krise ist auch anders, weil die Kanzlerin diesmal voll aufs Volk vertraut. Ohne die Ehren amtlichen wäre der Staat kollabiert. Sie muss sich aber auch darauf verlassen, dass die Emphase anhält. Merkel hatte immer das Gefühl, die Deutschen seien ein bisschen verwöhnt und quengelig, jetzt hat sie ihr größtes Projekt daran geknüpft, dass das doch nicht stimmt. Kann man da sicher sein? Jedenfalls arbeiten nun hierzulande und in Europa zwei bitter verfeindete Denkweisen gegeneinander. Wir öffnen die Arme, weil Menschen kommen (Merkel) vs: Weil wir die Arme öffnen, kommen Menschen (Seehofer). Christsein bedeutet, allen Menschen in Not zu helfen (Deutschland) vs: Christsein bedeutet, Muslime draußen zu halten (Ungarn).

Diese Krise ist aber auch deswegen anders, weil sie größer ist. Hier geht es weder um Geldströme noch um Solardächer, es geht nicht einmal nur um Schutz suchende Menschen, sondern um solche, die bleiben und damit die Identität dieses Landes verändern werden. Diversität, das glaubt Angela Merkel, die Frau, die in einer homogenen Gesellschaft aufwuchs und lange skeptisch gegen »multikulti« war, Diversität helfe den Deutschen, sich im globalen Wettbewerb durchzusetzen. Knapper gesagt: Lieber zu bunt als zu alt.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Kanzlerin wird auch in diesen Kampf nicht mit großen Reden eingreifen. Doch womit dann? Wenn man in ihrem Amt fragt, womit sie sich zurzeit beschäftigt, fällt immer auch das Wort »Betten«: Gibt es genügend Schlafplätze für die Flüchtlinge? Die Grüne Antje Vollmer hat einmal die 68erMänner kritisiert: Ihr immer mit euren großen Reden und euren »ewig ungemachten Betten«! Bei Merkel ist es genau umgekehrt, keine großen Reden, aber jeden Abend wird der Kanzleramtsminister gefragt, ob die Betten gemacht seien für die Fremden. Bei Merkel ist es im Jahre zehn ihrer Kanzlerschaft so: Pragmatismus gebiert Strategie, Strategie lebt im Pragmatismus.

Mit dieser Krise führt Angela Merkel die Deutschen ins Risiko und in eine Entscheidung, wieder fällt eine Mauer. Doch diesmal sitzt sie nicht in der Sauna wie beim Mauerfall. Sie sitzt in der Waschmaschine. Ist das besser? Mal sehen.

Ausgespart!

Für Generationen war es eine Gewissheit: Aus Geld wird mehr Geld, wenn man es zur Bank bringt. Doch jetzt gibt es keine Zinsen mehr – und das könnte für immer so bleiben. Was tun?

Von Mark Schieritz und Wolfgang Uchatius, DIE ZEIT, 13.11.2014

Finn steht in der Schalterhalle der Sparkasse vor einem grauen Metallkasten und horcht. Es rattert. Es scheppert. Es klimpert. Finn hält eine Plastiktüte in der Hand. In der Tüte waren Münzen, 5 Cent, 50 Cent, 1 Euro, 2 Euro. Jetzt ist sie leer.

Finn ist neun Jahre alt, er geht in die vierte Klasse und bekommt zwei Euro Taschengeld pro Woche. Er könnte sich dafür Eis oder Modellautos kaufen, aber Finn legt das Geld lieber in eine Pappschachtel, die auf dem Sekretär seiner Mutter steht. Finn spart. Manchmal fegt er die Küche oder hilft seinem Großvater beim Heckschneiden. So verdient er sich was dazu. Neulich hat er zwei wuchernde Weidenbüsche abgesägt. Da hat ihm der Großvater ein paar Euro geschenkt. Die Pappschachtel wurde wieder ein wenig voller. Finn sagt: »Ich spare auf den Führerschein.«

Jetzt stecken Finns Ersparnisse in dem grauen Kasten. Das Klimpern, Rattern und Scheppern ist der Klang seines Geldes.

Der Kasten ist eine Geldzählmaschine. Die Frau von der Sparkasse schüttet Münzen hinein, dann leuchtet eine Zahl auf. Bei Finn sind es 148,26 Euro. Finn lächelt. So viel hat er gespart.

Es ist der 30. Oktober. Die Förde Sparkasse am Lorentzendamm in Kiel feiert den Weltspartag. Ein Mann in einem weiß-roten Fliegenpilzkostüm springt um eine Gruppe Kinder herum, eine junge Frau schminkt Glitzersterne auf Mädchengesichter. Und Finn lässt sein Geld zählen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Er schaut zu, wie die Frau von der Sparkasse seine Ersparnisse verwandelt. Aus den Münzen werden Zahlen in einem kleinen roten Heft mit weißem Aufdruck: seinem Sparbuch.

Die Sparkasse wird Finns Geld aufbewahren. Finn glaubt, nun werde etwas geschehen, das Generationen vor ihm als gegeben annahmen: Aus Geld wird mehr Geld werden. Seine Ersparnisse werden wachsen, ohne Heckeschneiden. »Das macht der Zins«, sagt Finn. Wie seine Eltern und Großeltern wird Finn ein Wunder des Kapitalismus erleben. Wie sie wird er mithilfe von Zins und Zinseszins den Führerschein bezahlen und dann auf das nächste Ziel hinsparen.

Vor ihm, auf dem Tisch neben der Geldzählmaschine, liegen Plüschaffen, Spardosen und Frisbeescheiben. Finn nimmt sich einen Kugelschreiber mit eingebautem Radiergummi. Er bekommt nicht nur Zinsen, sondern auch ein Geschenk.

Sparen lohnt sich, das ist das, was die Sparkassen ihren großen und kleinen Kunden am Weltspartag begreiflich machen wollen. Deshalb wurde er erfunden, vor 90 Jahren, im Oktober 1924.

Geld liegt auf der Bank und vermehrt sich. Das ist eine schöne, eine beruhigende Erkenntnis. Eine, an die man sich gern gewöhnt. Sie hat nur einen Fehler. Sie stimmt nicht mehr.

Deutsche Bank: 0,05 Prozent.

Targobank: 0,1 Prozent.

Commerzbank: 0,05 Prozent.

HypoVereinsbank: 0,01 Prozent.

Das sind Beispiele für aktuelle Zinsen, die deutsche Banken und Sparkassen ihren Kunden für kleinere Spareinlagen mit dreimonatiger Kündigungsfrist anbieten. Finn erhält auf seine 148,26 Euro bei der Förde Sparkasse 0,05 Prozent Zinsen.

Kinokarten: 2,4 Prozent.

Kinderjacken: 3,5 Prozent.

Hackfleisch: 0,3 Prozent.

Vollkornbrot: 0,9 Prozent.

Das sind Beispiele für aktuelle Preissteigerungen in Deutschland. Im Durchschnitt aller angebotenen Güter und Dienstleistungen ergibt sich ein Anstieg von 0,8 Prozent.

Man kann es auch so ausdrücken: 1000 Euro, die man heute auf die Bank bringt, sind bei diesen Zinsen und Preisen in fünf Jahren nur noch 963 Euro wert. Finns Ersparnisse werden auf 142,78 Euro schrumpfen. Das Geld wird nicht mehr. Es wird weniger.

Finn weiß nicht: Sein Sparbuch ist ein Geldvernichter geworden. All der Aufwand in den Schalterhallen lässt das nicht erahnen. Doch in den Vorstandsetagen der Banken und auf internationalen Wirtschaftsforen sprechen Volkswirte schon vom »Ende des Zinses«. Das hat mit verzagten Unternehmern, ehrgeizigen Politikern und Millionen neureicher Chinesen zu tun.

Aber der Reihe nach, weil es so unvorstellbar klingt, nicht nur für einen neunjährigen Jungen wie Finn.

Bis heute ist das Sparbuch eines der meistgelesenen Bücher in Deutschland, allein die Kunden der Sparkassen besitzen 47 Millionen. In keinem Land der Welt gibt es so viele Sparkonten, Tagesgeldkonten, Festgeldkonten, Girokonten wie in Deutschland, nirgendwo sonst liegt so viel Geld darauf. Allein im ersten Halbjahr 2014 legten die Bundesbürger in jeder Sekunde 5015 Euro beiseite, insgesamt haben sie 3,84 Billionen Euro bei Banken und Versicherungen deponiert. Mit diesem Geld ließen sich mehr als zehn Jahre lang alle Ausgaben des Bundes bezahlen.

»Sparsam sein ist eine menschliche Haltung«, sagte der erste deutsche Bundespräsident Theodor Heuss. Er hätte auch sagen können, es sei eine deutsche Haltung. Die Deutschen haben nicht nur das Sparschwein erfunden, sondern auch Aldi, die Energiesparlampe und das Passivhaus.

Doch nirgends wurde der Sinn des Sparens so deutlich wie beim Blick aufs Konto. Der Zins sorgte dafür, dass Bankguthaben innerhalb von 15, 20 Jahren auf das Doppelte anwachsen. Der Zins ermöglichte es auch Taxifahrern und Verkäuferinnen,

ein kleines Vermögen aufzubauen. Der Zins machte Millionen Menschen reich und half mit, dass in der Bundesrepublik Deutschland eine breite Mittelschicht entstand.

Aber das ist vorbei.

Nach Berechnungen des Versicherungskonzerns Allianz entgehen den deutschen Sparern seit 2010 wegen sinkender Zinsen jedes Jahr durchschnittlich 6,8 Milliarden Euro. Was bedeutet es für die Sparnation Deutschland, wenn sich das Sparen nicht mehr lohnt? Was genau ist mit dem Zins geschehen? Und wer ist schuld daran?

In der Sparkasse in Kiel ist der Fliegenpilz nach hinten gewatschelt, wo die Kunden ihn nicht sehen können. Aus dem Plüschkostüm schält sich ein Herr mit rötlich blonden Haaren. Er trägt ein weißes Hemd, eine sparkassenrote Krawatte und ein silbernes Namensschild, auf dem »Marco Meyer« steht. Meyer leitet die Geschäftsstelle am Kieler Lorentzendamm mit ihren 25 Mitarbeitern.

Als kleiner Junge hatte er eine Fußball-Sparbüchse und natürlich auch ein Sparbuch. Er hat es immer noch, »die Kontonummer weiß ich auswendig«, sagt er. Meyer ist jetzt 44 Jahre alt. Auch er ging als Kind am Weltspartag in eine Sparkassen-Filiale und zahlte sein Geld ein. Schon damals bekam er ein Geschenk dafür. So wurde auch er zum Sparen erzogen.

Nach dem Abitur hat sich Meyer bei der Sparkasse um einen Ausbildungsplatz beworben. Meyer hat sozusagen aus dem Sparen seinen Beruf gemacht. Warum auch nicht, mehr Geld – das wollen die Leute ja immer.

Meyer sitzt jetzt in einem der Beratungsräume der Förde Sparkasse. Nachtblauer Teppich, hellbrauner Schreibtisch, mattierte Glaswände. Ursprünglich, vor mehr als 200 Jahren, gründeten Kaufleute und Beamte die Sparkassen, um die Armen mit dem Kapitalismus zu versöhnen. Auch Tagelöhner und Handwerker sollten ein Vermögen aufbauen können. Manche meinten gar, man müsse das saufende und hurende Pack überhaupt erst dazu bringen, an morgen zu denken.

Die Sparkassen sollten dabei helfen, sie verzinste auch kleine Geldbeträge, genau genommen nur kleine Geldbeträge. Reiche Leute wurden als Kunden abgelehnt.

Noch heute unterstützen die Sparkassen mit einem Teil ihrer Einnahmen gemeinnützige Projekte. Dafür sitzt Marco Meyer heute oft wohlhabenden Menschen ge-

genüber. Nicht selten sind sie verstört, besorgt um ihr Geld. Mitunter haben sie gehört, dass die Banken demnächst auf Sparkonten gar einen negativen Zins erheben könnten. Tatsächlich hat die kleine Skatbank aus dem thüringischen Altenburg vergangene Woche als erstes deutsches Geldinstitut den Zins für Einlagen über 500 000 Euro auf minus 0,25 Prozent gesenkt. Die Kunden müssen jetzt dafür zahlen, dass eine Bank ihr Geld aufbewahrt.

Manchmal hilft es in solchen Gesprächen, wenn Meyer seinen Kunden erklärt, wie das Geschäft einer Bank funktioniert. »Die einen bringen uns Geld, und die anderen benötigen welches«, sagt er. Die Banken zahlen den Zins nicht aus eigener Kasse. Sie müssen ihn erst verdienen, indem sie das Geld verleihen. Das ist seit Jahrhunderten ihr Geschäft.

Die Suche nach dem verschwundenen Zins muss also weg von den Sparern und hin zu jenen Leuten führen, die nicht Geld anlegen, sondern Geld leihen wollen. Einen von ihnen kann man am Abend des 6. November in Leipzig treffen.

An einem Schaufenster zwischen Hauptbahnhof und Nikolaikirche hängt ein Plakat, auf dem steht: »Die Pflanzenesser kommen«. Drinnen schießen Fotoapparate Bilder von Kuchen ohne Milch und ohne Ei, Fernsehkameras schwenken über Regale mit getrocknetem Löwenzahn und gemahlener Brennessel. Die aus der Schweiz angereisten Erfinder des »No-Muh«-Käses aus Kartoffelstärke, Reismehl und Nussmus diskutieren mit dem Verkaufsleiter eines deutschen Produzenten von Seitan-Wurst. Junge Frauen schieben sich mit frisch pürierten Säften aus Spinat, Banane und Algen durchs Gedränge. Mittendrin steht ein gedrungener Mann im roten Kapuzenpulli, der vorne bedruckt ist mit den Worten: »Yes, ve gan«. Das ist Jan Bredack.

Bredack, 42 Jahre alt, war einmal Manager bei Mercedes-Benz. Er ist um die Welt geflogen, hat viel gearbeitet. Viel gegessen hat er auch. Immer das, was auf den Tisch kam, meistens Fleisch. Dann brach er zusammen, Burn-out. Nun wurde er erst Vegetarier, dann Veganer, arbeitete bald weiter wie früher, aß aber anders. Und merkte schnell, wie schwierig es ist, sich im Alltag vegane, also rein pflanzliche Lebensmittel zu besorgen. Das brachte ihn auf eine Geschäftsidee.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bredack kündigte bei Mercedes und gründete ein eigenes Unternehmen: Deutschlands ersten veganen Supermarkt. Name: Veganz. Er hat das alles in einem Buch beschrieben, das *Vegan für alle. Warum wir richtig leben sollten* heißt.

Den ersten Veganz-Markt eröffnete Bredack vor drei Jahren im Berliner Bezirk Prenzlauer Berg. Inzwischen gibt es deutschlandweit sechs Filialen, Leipzig ist die siebte, weitere sind geplant. Mitunter müssen Bredacks Märkte wegen Überfüllung vorübergehend schließen. Die Deutschen haben die pflanzliche Ernährung entdeckt.

Bredack hat jetzt bundesweit 120 Mitarbeiter, es werden ständig mehr. Eine große deutsche Supermarktkette ist daran interessiert, in ihren Filialen kleine Veganz-Abteilungen zu eröffnen, der Konzern will mitverdienen am Trend zur pflanzlichen Ernährung. Für Bredack ist das die Chance auf das große Geschäft. Er muss Vertriebswege ausweiten, Lieferketten verlängern. Auf tierische Rohstoffe mag er verzichten können – aber vom wichtigsten Rohstoff des Kapitalismus, dem Geld, braucht er im Moment weit mehr, als er zur Verfügung hat.

Jan Bredack lebt deshalb im Moment ein wenig so, wie man es den Griechen während der Euro-Krise nachgesagt hat: über seine Verhältnisse. Er macht Schulden.

So wie es sich für einen Unternehmer gehört.

Es war der Österreicher Joseph Schumpeter, einer der bedeutendsten Wirtschaftswissenschaftler des 20. Jahrhunderts, der schon 1911 in seinem Buch *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung* schrieb, das erste Bedürfnis eines Unternehmers sei sein »Kreditbedürfnis«. Und: »Sein Schuldnerwerden gehört zum Wesen der Sache und ist nicht etwas Abnormales.« Denn in der Regel ermöglicht es nur der Kredit dem Firmeninhaber, an das Kapital zu kommen, das nötig ist, um etwas Neues zu schaffen. Zum Beispiel einen veganen Supermarkt.

Wenn alles gut geht, wird Jan Bredack am Ende nicht mehr über seine Verhältnisse leben. Weil er die Verhältnisse verändert hat. Er wird dann so viel erwirtschaftet haben, dass er das geliehene Geld zurückzahlen kann, plus Zinsen.

In Wahrheit sind es also nicht die Banken, die den Zins bezahlen, es sind Unternehmer wie Jan Bredack. Die Banken reichen das Geld quasi nur an die Sparer weiter.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

In Kiel hat sich in diesen Monaten auch Bodo Schild Geld geborgt, um sein Unternehmen voranzubringen. Er ist Inhaber des »Schild Flaggen-Store« mit 60 Mitarbeitern und produziert zum Beispiel die riesigen Flaggen mit den Emblemen der großen Fußballvereine, die vor den Champions-League-Spielen in ganz Europa auf dem Rasen der Stadien ausgebreitet werden.

Am anderen Ende der Republik, in Ilshofen bei Schwäbisch Hall, hat die Maas Gruppe neues Kapital aufgenommen. Das Unternehmen mit seinen 360 Mitarbeitern stellt Metallprofile für Dächer, Fassaden und Decken her und war in den vergangenen Jahren am Bau von Konzerthallen, Einkaufszentren und Fußballstadien rund um die Welt beteiligt.

In Köln hat die Firma Colonia Spezialfahrzeuge, 250 Mitarbeiter, einen Kredit gezeichnet. Vor fast 70 Jahren mit einem alten Opel Blitz als Abschleppwagen gegründet, verleiht das Unternehmen heute mehrere Hundert Teleskopkräne, Raupenkräne, Gabelstapler, Schwertransporter. Die Kunden reichen vom kleinen Handwerker über den Bauunternehmer bis zum Großkonzern.

So hat das in Deutschland jahrzehntelang funktioniert: Die Bürger brachten Geld zur Bank, und die Banken reichten es weiter an Unternehmer, die es investierten. Die einen bezahlten Zinsen, die anderen kassierten sie. Das gesparte und verliehene Kapital war der Treibstoff, der den kapitalistischen Motor am Laufen hielt und Fabriken und Verkaufshallen, Maschinen und Arbeitsplätze entstehen ließ.

Jetzt aber hat sich der Motor festgefressen. Erkennbar wird das am Donnerstag, dem 18. September, im Büro von Ulrich Bindseil.

Bindseil arbeitet bei der Europäischen Zentralbank (EZB) in Frankfurt am Main. Sein Schreibtisch steht in einer Art Hochsicherheitstrakt des ohnehin schon hoch gesicherten EZB-Gebäudes. Bindseil muss seinen Mitarbeiter-Ausweis an ein Lesegerät halten, dann öffnet sich die schwere weiße Metalltür zu seiner Abteilung.

Bindseil, ein groß gewachsener Mann mit nach hinten gekämmten Haaren, hat bei der EZB den Posten des Generaldirektors Finanzmarktoperationen. Vereinfacht gesagt heißt das, Bindseil hat die Aufgabe, Geld in die Welt zu bringen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Normalerweise verleihen Europas Banken weit mehr Geld, als ihnen die Sparer zur Verfügung stellen. Die Unternehmen verlangen nach zusätzlichem Kapital, der Motor braucht Extra-Treibstoff. Deshalb borgen sich die Banken zusätzliche Mittel von der Zentralbank, sozusagen der Mutter aller Banken, um noch mehr Investitionsprojekte der Unternehmen finanzieren zu können. Sie bezahlen der Zentralbank dafür einen Zins, so wie sie auch den Sparern Zinsen bezahlen.

Der Geldverleih läuft dann so ab: Ein Mitarbeiter in der Zentrale der Commerzbank in Frankfurt oder am Sitz von BNP Paribas in Paris oder in den Büros der Allied Irish Banks in Dublin loggt sich in einen Computer ein, der mit der Europäischen Zentralbank verbunden ist, genauer mit den Computern der Abteilung von Ulrich Bindseil. Der Bank-Mitarbeiter tippt die gewünschte Summe ein – meist einen Milliardenbetrag.

Im Turm der Europäischen Zentralbank drückt daraufhin einer von Bindseils Mitarbeitern die linke Taste seiner Computermaus. Auf seinem Monitor blinkt ein grünes Häkchen auf. Das Geld ist freigegeben.

Zuvor aber bekommt Bindseil noch eine Liste an seinen Schreibtisch gebracht, auf der die Namen aller europäischen Banken stehen, die sich Geld von der EZB leihen wollen. Es gibt in Europa mehr als 6000 Kreditinstitute. Es ist eine sehr lange Liste, normalerweise.

Die EZB verleiht das Geld nicht jeden Tag. Es gibt bestimmte Termine im Jahr, an denen die Banken ihre Anfragen abgeben können. Der 18. September ist so ein Tag.

Auch an diesem Tag hält Bindseil wieder die Liste mit den Banken in den Händen. Sie ist so kurz wie selten zuvor. Nicht einmal jede zwanzigste Bank will einen Kredit bei der EZB aufnehmen.

Und das, obwohl die Zentralbank das Geld nie zuvor so günstig abgegeben hat. Seit Monaten senkt sie den Zins, die Banken bekommen das Geld inzwischen fast umsonst und können sich mit der Tilgung viel Zeit lassen.

Trotzdem wollen sie das Geld nicht haben. Denn die Banken finden niemanden, an den sie es weiterverleihen können. Der Veganz-Chef Jan Bredack und der Flaggenhersteller Bodo Schild sind Ausnahmeerscheinungen. Genau wie die Maas Gruppe mit

ihren Metallprofilen und der Fahrzeugverleiher Colonia. Es gibt in Deutschland immer weniger Unternehmen, die Kredite aufnehmen und investieren – und damit die Zinsen der Sparer erwirtschaften.

Was ist mit den Autoherstellern? Den Pharmariesen? Den Energiekonzernen? Kurz, den großen Unternehmen? Die machen keine Schulden. Die investieren kaum noch.

Seit 1984 ist der Anteil der Investitionen am deutschen Bruttoinlandsprodukt um 30 Prozent gefallen. In den meisten anderen europäischen Ländern ist es ähnlich.

Und solange niemand investiert, kommt der Zins nicht zurück.

Deshalb wird in diesen Tagen auch die begrenzte Macht der EZB offenbar. Sie schafft es nicht, die Investitionen anzuregen, verärgert aber gleichzeitig die deutschen Sparer. Einige Politiker sagen: Weil die Zentralbank den Banken das Geld fast kostenlos überlasse, hätten die es nicht mehr nötig, sich um die Ersparnisse der Bürger zu bemühen – durch ordentliche Zinsen. Die EZB habe daher die Sparer enteignet. Einige wütende Geldanleger wollen gar vor dem Bundesverfassungsgericht höhere Zinsen durchsetzen.

Doch dieses Denken geht davon aus, die EZB könne per Knopfdruck Reichtum schaffen. Sie müsste nur die Zinsen erhöhen, und schon hätten Millionen von Sparern mehr Geld. Tatsächlich aber ist Reichtum etwas Reales, er muss erarbeitet werden, von Unternehmen und ihren Angestellten. Über den Zins wird der Sparer am Ertrag dieser Arbeit beteiligt. Deshalb kann ein höherer Zins dauerhaft nur dadurch entstehen, dass sich mehr Menschen mehr Geld leihen.

In der Vergangenheit lösten niedrige Zinsen oft einen regelrechten Investitionsrausch aus. Die Geschäftsleute waren so begeistert von der einmaligen Chance, an Kapital zu kommen, dass sie kaum noch darauf achteten, ob es für das, was sie da produzieren wollten, überhaupt einen Markt gab.

Jetzt erlebt Europa wieder eine Phase niedriger Zinsen. Doch statt eines Investitionsrausches ist ein neuer kapitalistischer Phänotyp entstanden: der sparende Unternehmer.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach Schätzung der Beratungsgesellschaft Ernst & Young haben die 25 größten an der Börse notierten deutschen Industrieunternehmen inzwischen Geldvermögen von zusammen 77 Milliarden Euro angehäuft. Bei Volkswagen sind es 16 Milliarden Euro, bei Siemens 8,2 Milliarden, bei E.on 4,9 Milliarden. »Dieser Befund ist ungewöhnlich«, schreiben die fünf Wirtschaftsweisen in ihrem Mitte dieser Woche veröffentlichten Gutachten. Denn normalerweise träten die Unternehmen in einer Volkswirtschaft als Schuldner in Erscheinung.

Man kann es auch so ausdrücken: Die großen Konzerne verhalten sich auf einmal wie der kleine Finn. Sie packen ihr Geld aufs Sparbuch.

Es gibt wie bei fast jedem bedeutsamen volkswirtschaftlichen Phänomen konkurrierende Theorien, die versuchen, dieses ungewöhnliche Verhalten zu erklären.

Linke Ökonomen sagen, die Investitionsschwäche sei eine Folge der in vielen Industrienationen seit Jahren stagnierenden Löhne und Gehälter: Wenn die Verbraucher nicht genug Geld haben, um immer neue Autos, Kühlschränke und Computer zu kaufen, warum sollten die Unternehmen dann in zusätzliche Fabriken investieren, um Autos, Kühlschränke und Computer zu produzieren?

Konservative Ökonomen dagegen behaupten, die Unternehmen würden durch eine ausufernde Bürokratie, überregulierte Märkte und hohe Steuern eingeengt. Zusätzliche Investitionen würden sich schlicht nicht lohnen.

Grüne Ökonomen wiederum argumentieren, die privaten Haushalte seien längst vollgepackt mit Dingen aller Art. Wer brauche schon fünf Fernseher? Die Märkte seien gesättigt, das hätten die Unternehmen erkannt und deshalb aufgehört zu investieren.

Für jede der Sichtweisen gibt es Zahlen, die sie untermauern. Gemein haben diese Theorien, dass sie Probleme beschreiben, die sich kurzfristig nicht lösen lassen. Weshalb sie den Sparern wenig helfen. Die brauchen keine Erklärungen. Sie brauchen Zinsen. Also brauchen sie jemanden, der Kredite aufnimmt.

Wolfgang Schäuble legt einen Stapel Papier neben die beiden Mikrofone auf dem Rednerpult. Es ist Herbst, und wie jeden Herbst ist Haushaltswoche im Bundestag. Der Finanzminister muss vor Abgeordneten und Fernsehkameras erläutern, wie es um die Finanzen des Bundes steht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Für Schäuble ist das ein Routineauftritt, einerseits. Seit mehr als 40 Jahren gehört er dem Bundestag an, es ist seine zweite Amtszeit als Finanzminister, Schäuble hat viele Haushaltswochen erlebt.

Und doch ist dieser Tag auch für ihn ein besonderer. Bisher musste sich in jedem Herbst der jeweilige Finanzminister vom Bundestag die Aufnahme neuer Kredite bewilligen lassen. Die Zeitungen druckten Berichte über den Schuldenstaat, Wirtschaftsexperten blickten sorgenvoll in die Kameras, manchmal sah man Bilder von der Berliner Schuldenuhr. In leuchtend roten LED-Ziffern zeigte sie den neuesten Stand der deutschen Staatsverschuldung an, auf den Euro genau. Die Zahl stieg und stieg. So war das, ein halbes Jahrhundert lang.

Jetzt ist es anders. Schäuble bringt an diesem Tag etwas fertig, was viele für unmöglich gehalten hatten: Er legt einen Haushalt ohne neue Schulden vor.

Schäuble lässt sich während seiner Rede kein Gefühl der Freude oder des Triumphes anmerken. Er spricht ruhig und sachlich wie immer, sagt nur: »Bundeshaushalte ohne Neuverschuldung sollen ab 2015 Normalität werden.« Aber natürlich weiß er, dass es gut läuft für ihn an diesem Tag. Er, Schäuble, ist der Finanzminister, der es geschafft hat, die Schuldenuhr umzustellen. Die Uhr wird bald rückwärts laufen.

Man kann dies als Sieg der Vernunft sehen, als folgerichtige Politik in Zeiten der Euro-Krise. War es nicht eine hemmungslose Verschuldung, die Europa beinahe auseinanderbrechen ließ? Ist es da nicht höchste Zeit, die Schuldenmacherei zu beenden?

Nichts daran ist falsch, einerseits. Andererseits aber ist es so: Die Bürger sparen, die Unternehmen sparen, jetzt spart auch der Staat. Wer soll da noch Geld leihen und dafür sorgen, dass es Zinsen gibt? Der Rückgang des Zinsniveaus sei »einem Einbruch der Nachfrage nach Kapital« geschuldet, schreibt auch der Internationale Währungsfonds (IWF) in seinem aktuellen Weltwirtschaftsausblick.

In Kiel hatte Marco Meyer im Beratungsraum der Förde Sparkasse während des Gesprächs ein paar farbige Bausteine auf den Tisch gelegt, die sich zu einer Pyramide zusammensetzen lassen. Die Pyramide symbolisiert die verschiedenen Finanzangelegenheiten, um die sich ein Mensch heute kümmern sollte. Grün steht für Geschäftskonten für den täglichen Zahlungsverkehr, Gelb für Unfall-, Haftpflicht- und andere

Versicherungen. Im Moment ist es vor allem der Baustein in Orange, der den Leuten Sorge macht. Orange steht für die Altersvorsorge.

Es ist noch nicht lange her, da brauchte man sich in der Bundesrepublik vor Altersarmut nicht zu fürchten. Damals waren die Sparsinsen hoch, aber das war nicht der Grund. Der Grund war die gesetzliche Rente: Seit dem Krieg hatte in Deutschland der Grundsatz gegolten, dass die Rente den Lebensstandard im Alter sichern soll. Der Staat sorgte dafür, dass die Rentner ein Auskommen hatten. Gespart wurde, um ein zusätzliches Vermögen aufzubauen, das man vererben konnte. Oder um sich über die Rente hinaus etwas zu gönnen. Aber nicht, weil sonst Armut drohte.

Seit dem Jahr 2001 gilt dieser Grundsatz nicht mehr. Damals kürzte die rot-grüne Bundesregierung den kommenden Generationen die Rente – und erklärte die Altersvorsorge ein großes Stück weit zur Privatsache. Weil man glaubte, dass sich eine rein staatliche Rente bei einer rasch alternden Bevölkerung nicht finanzieren ließe. Aber auch, weil man glaubte, dass die Privatwirtschaft besser mit Geld umgehen könne als der Staat.

Kaum ein Industrieland hat das Rentenniveau so dramatisch gesenkt wie Deutschland. Wer heute ins Berufsleben eintritt, wird nach Berechnungen der Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung im Schnitt nur noch 42 Prozent seines Bruttolohns als Rente ausbezahlt bekommen.

»Wir müssen damit leben, dass wir mehr privat vorsorgen müssen«, sagte der damalige Bundeskanzler Gerhard Schröder im Jahr 2005.

»Wir brauchen die private Vorsorge«, sagte seine Nachfolgerin Angela Merkel im Jahr 2012.

Beide gingen damals davon aus, dass die Bürger für ihre Rücklagen Zinsen bekommen würden.

Private Vorsorge – darunter verstehen die meisten Bundesbürger den Abschluss einer Lebensversicherung. Heute gibt es in Deutschland mehr Lebensversicherungsverträge als Einwohner: 93,2 Millionen. Die Versicherungsunternehmen verwalten rund 800 Milliarden Euro an Kundengeldern.

Dieses Geld legen sie meist längerfristig an, deshalb sind die Zinsen höher als auf dem Sparbuch. Aber auch sie sinken rasant: In den neunziger Jahren lag der an die Kunden ausbezahlte Zins im Schnitt bei mehr als sieben Prozent, heute ist er nur noch halb so hoch, und in Zukunft wird er weiter fallen – vom kommenden Jahr an beträgt die gesetzlich vorgeschriebene Mindestverzinsung nur noch 1,25 Prozent.

Natürlich haben Deutschlands Banken und Finanzberater längst Alternativen zum Zinssparen parat. Investmentfonds vor allem. Der Kunde kann Anteilsscheine deutscher Großunternehmen und amerikanischer Newcomer kaufen. Aktien mitteleuropäischer Energieunternehmen sind zu haben und deutsche Immobilienpapiere. Das hört sich plausibel an. Wenn sich das Geld bei deutschen Sparbüchern und Lebensversicherungen nicht mehr vermehrt, warum nicht chinesische Nebenwerte kaufen?

Die Bundesbürger aber vertrauen der Börse nicht. Auch jetzt, in der Zeit niedriger Zinsen, ist der Aktienbesitz nicht gestiegen, im Gegenteil. Vergangene Woche teilte das Deutsche Aktieninstitut mit, der Anteil der Aktionäre an der deutschen Gesamtbevölkerung sei im vergangenen Jahr von 14,7 auf 13,8 Prozent gesunken.

Tatsächlich gibt es einen fundamentalen Unterschied zwischen Bank und Börse. Wer sein Geld in Aktien investiert, ist kein Sparer mehr. Er ist Kapitalgeber und damit Teil des großen Spiels der mutigen Markteroberungen und überraschenden Insolvenzen, also des ewigen Auf und Ab des Kapitalismus.

Wer sein Geld aufs Sparbuch legt, wird über die Bank ebenfalls zum Kapitalgeber, weil die Bank es weiterverleiht, aber der Sparer sieht das nicht. Er sieht nur den Zins, der auf sein Konto fließt, und kann sich der Illusion hingeben, er habe mit dem Kapitalismus weiter nichts zu tun. Der Bielefelder Wirtschaftshistoriker Werner Abelshauser sieht darin einen wesentlichen Unterschied zwischen Deutschland und den angelsächsischen Ländern. Während dort die Figur des Wirtschaftsbürgers verbreitet sei, der bewusst und eigenständig in Unternehmen investiert, herrsche in Deutschland traditionell das Ideal des Bildungsbürgers. Der will zwar auch reich werden, schätzt aber die fast sozialistische Sicherheit des Zinses. Börsenblasen mögen sich aufblähen und knallend explodieren – ein Sparbuch kann nicht platzen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es kann nur dicker werden, mehr und mehr Geld aufnehmen. Dachte man bislang. Nicht auszuschließen, dass diese Vergangenheit der hohen Zinsen irgendwann wiederkommt und die Wirtschaftswelt zur Normalität zurückkehrt. Es könnte zum Beispiel sein, dass die Regierungen neue Gesetze erlassen, um Bürokratie und Regularien abzubauen, und dass die konservativen Ökonomen richtiglagen und die Unternehmen wieder anfangen, Kredite aufzunehmen und zu investieren.

Vielleicht aber ist es nichts Vorübergehendes, was die Sparer derzeit erleben, sondern etwas Endgültiges, eine neue Normalität, eine plötzlich vorstellbare Unvorstellbarkeit: das Ende des Zinses.

Womöglich ist es so, dass Larry Summers recht hat.

Am 8. November 2013, also vor ziemlich genau einem Jahr, erhebt sich ein stämmiger Mann mit ergrauten Haaren von seinem Sessel auf der Bühne eines holzgetäfelten Saals im Hauptquartier des IWF in Washington. Der Amerikaner Larry Summers ist zu diesem Zeitpunkt 58 Jahre alt, er war Chefvolkswirt der Weltbank, Präsident der Harvard University, Finanzminister unter Präsident Bill Clinton und Wirtschaftsberater von Präsident Barack Obama. Summers ist einer der wichtigsten Wirtschaftsexperten der Gegenwart, er ist alles andere als ein Radikaler, sondern ein Mann des Mainstreams. Der IWF hat ihn eingeladen, mit anderen Experten über den Zustand der Weltwirtschaft zu diskutieren. Es geht um Investitionen, um Schulden, um niedrige Zinsen.

Denn es ist ja nicht so, dass die Zinsen nur in Deutschland, in Europa so niedrig wären. In Amerika und in Japan ist die Situation ganz ähnlich. Nach Berechnung des IWF ist der Anteil der Investitionen am Bruttoinlandsprodukt in den vergangenen Jahren in fast allen Industrieländern massiv gefallen.

Die meisten Vorträge an diesen beiden Tagen sind voll mit Ratschlägen, was die Regierungen tun könnten, um die Vergangenheit zurückzuholen, die Zeit, in der die Unternehmen viel Geld investierten und die Sparer viel Geld kassierten. Die Redner sprechen über höhere Löhne und weniger Bürokratie, es geht um die alten Konzepte linker und rechter Ökonomen.

Summers sagt nichts dergleichen. In einer 16-minütigen Rede umreißt er eine Zukunft, in der alles anders sein wird, als es früher war. Summers sieht eine Wirtschaftswelt heraufziehen, die dauerhaft in einem Zustand niedriger Zinsen verharrt. Er nennt das »säkulare Stagnation«. Er sagt, es könnte für Investoren langfristig »sehr schwierig werden, alle vorhandenen Ersparnisse aufzunehmen«. Denn es gebe einfach zu viel davon, zu viel gespartes Geld. Nicht nur in den Industrieländern, auch im Rest der Welt.

In den Rest der Welt – dorthin hätte ein Ausweg führen können für die deutschen Banken und den deutschen Sparer, theoretisch. Wenn die Unternehmen in Deutschland, in Europa kein Geld mehr haben wollen, dann verleihen die deutschen Kreditinstitute es eben an Schuldner in anderen Teilen der Welt, in China zum Beispiel, in Malaysia, in Thailand, in Indien. Dort investieren die Unternehmen noch, dort brauchen sie Kapital. Die deutschen Banken könnten es ihnen geben – ein Mausklick, und das Geld wäre dort.

Das Problem ist, es gibt in Asien genug Banken, die die dortigen Unternehmen mit Kapital versorgen. Sie brauchen die Ersparnisse der Deutschen nicht, denn die Banken sind voll mit Geld, sie bekommen es von Menschen wie Frau Wang.

An einem Tag Anfang November betritt die 58-jährige Wang Yiyan ein großes, von Baugerüsten umstelltes Gebäude in der Altstadt von Peking, eine Filiale der Gongshang-Bank. Sie trägt einen beigen Blazer und ein Seidentuch, ihr Haar ist perfekt frisiert. In der Hand hält sie eine Plastikfolie mit ihren Kontounterlagen.

Frau Wang hat 30 Jahre lang bei einem chinesischen Sportartikelhersteller gearbeitet. Jetzt ist sie in Rente, genau wie ihr Mann, der in der Verwaltung einer Nudelfabrik angestellt war. Das Ehepaar ist alles andere als reich, aber arm sind die beiden auch nicht, ihr Einkommen stieg über die Jahre, und die Frage war, was sie mit dem Geld anfangen sollten.

Frau Wang sagt, in all den Jahrzehnten hätten sie und ihr Mann stets 20 bis 30 Prozent ihrer Einkommen beiseitegelegt. Sie sparten für die Ausbildung der inzwischen erwachsenen Tochter, sie sparten für den Fall, dass jemand aus der Familie

krank würde, sie sparten auch, wenn nicht ganz klar war, wofür eigentlich. Immer brachten sie ihr Geld zur Bank. »Die Bank ist sicher«, sagt Frau Wang.

Deutschland und China sind zwei Länder auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen. Wer in China modern sein will, isst Fleisch. Wer in Deutschland modern sein will, kauft in einem veganen Supermarkt. In vielerlei Hinsicht aber haben sich die Chinesen den Deutschen angenähert. Es gibt jetzt Dinge, die beide Nationen gemeinsam haben. Das Sparbuch zum Beispiel. Die schwäbische Hausfrau: Es gibt sie inzwischen auch in Peking.

In den vergangenen Jahren hat sich das Sparen um die Welt verbreitet wie ein neuer Musikstil. In den Industrieländern haben die Regierungen die Sozialsysteme beschnitten – also legen die Menschen Geld beiseite. In den Schwellenländern, wo es nie Sozialsysteme gab, haben Millionen von Menschen einen Wohlstand erreicht, der es ihnen erlaubt, vorzusorgen – also legen sie Geld beiseite. Die Folge ist ein globales Übermaß an Ersparnissen, das den Zins nach unten treibt, eine Sparschwemme.

In Kiel hat Finn die Sparkasse mit seinem Sparbuch in der Hand verlassen. Vielleicht wird er nächstes Jahr am Weltspartag mit seiner Plastiktüte wiederkommen und neues Geld mitbringen. Und im Jahr darauf noch einmal. Vielleicht wird aus dem sparenden Kind ein sparender Erwachsener werden, wie bei so vielen Menschen vor ihm. Vielleicht werden die Deutschen noch jahrzehntelang einer Illusion hinterhersparen, weil sie glauben, der Zins komme von der Bank, so wie der Strom aus der Steckdose kommt.

Vielleicht aber wird Finn auch zu einer neuen Generation gehören. Einer Generation, die verstanden hat, dass Schulden nichts Unanständiges, Halbseidenes sind. Und dass ein Land sich selbst nicht nur dadurch schaden kann, dass es zu viele Schulden macht, sondern auch dadurch, dass es zu viel spart.

Womöglich wird dann eine neue Zeit anbrechen und Finn auf die Idee kommen, etwas zu wagen. Etwas zu tun, das im Deutschland von heute ungewöhnlich geworden ist: sich Geld zu leihen, um etwas Eigenes auf die Beine zu stellen, einen kleinen Betrieb zu gründen, gar ein großes Unternehmen. Es wäre ein kleiner, ein winziger Schritt nur hin zur Rückkehr des Zinses.

Morgen vielleicht

Dieser Artikel hat kein neues Thema. Er handelt von einem Problem, das jeder kennt. Forscher warnen, Politiker konferieren, Zeitschriften drucken Titelseiten. Seit Jahrzehnten wollen alle das Klima retten. Aber keiner schafft es. Liegt das am Klimawandel? Oder an der Natur des Menschen?

Von Malte Henk und Wolfgang Uchatius, DIE ZEIT, 03.06.2015

Tote Wale wären gut. Die könnte man beschreiben, fotografieren, das gäbe Bilder, die den Leuten nahegehen. Wale sind beliebt. Aber hier draußen im Nordatlantik, in den Fjorden vor der norwegischen Küste, treiben keine toten Wale. Hier gibt es nur tiefe Wolken, ein paar Inseln und Wasser. Saures Wasser.

Seitdem die Menschheit begonnen hat, Kohlendioxid in die Luft zu blasen, geschieht etwas mit den Meeren. Wenn Kohlendioxid, kurz: CO₂, auf Wasser trifft, entsteht Kohlensäure, das ist im Meer wie in der Sprudelflasche. Das CO₂, das die Menschheit freisetzt, mit all ihren Autos und Flugzeugen, Kraftwerken und Fabriken, verteilt sich um die Erde, hüllt sie ein, und ein Viertel davon verschwindet im Meer. Der Atlantik wird saurer, der Indische Ozean, die Nordsee, die Ostsee, alle Meere der Welt.

Man merkt das nicht. Kohlendioxid ist unsichtbar, man kann es nicht riechen oder schmecken, und was genau unter der Oberfläche ihres Fjords passiert, wissen nicht einmal die Norweger, die hier jeden Tag auf die Wellen schauen. Tote Wale sind noch nicht aufgetaucht.

Aber jetzt geschieht etwas. Ein Motorboot gleitet über das Wasser, darin sitzen zwei junge Frauen, eingepackt in Überlebensanzüge. GEOMAR steht auf den Anzügen, Helmholtz-Zentrum für Ozeanforschung, Kiel. Die Forscherinnen steuern

ihr Boot zu einer Stelle, wo der Fjord besonders tief ist, knapp 100 Meter. Sie werfen ein Netz aus, das so dicht geknüpft ist wie fester Stoff. Es entfaltet sich unter Wasser wie ein Fallschirm, dann verschwindet es in der Tiefe.

Die beiden Wissenschaftlerinnen wollen keine Fische fangen. Sie sind nicht Heringen oder Lachsen auf der Spur, sondern einem der kleinsten Bewohner des Meeres, der Flügelschnecke, ein Tier, zehnmal kleiner als ein Glühwürmchen. Dana Michaelis und Silke Lischka untersuchen, wie dieser Winzling auf die Versauerung der Meere reagiert.

Wird das irgendetwas interessieren außer ein paar Ozeanforschern?

Vor einigen Wochen, als wir hier bei der ZEIT über Themen für das Dossier sprachen, ließ ein Kollege mal wieder das Wort Klimawandel fallen. Eine naheliegende Idee. Der Klimawandel ist die vielleicht größte Herausforderung des modernen Menschen. Wenn es ein Thema gibt, über das wir Journalisten berichten sollten, dann dieses. Einerseits.

Andererseits besteht unser Beruf darin, Neues zu beschreiben, nicht Altes. Journalisten sollten keine Wiederkäufer sein. Vom Klimawandel aber weiß die ganze Welt. Das Thema ist ausgeleuchtet, seit Jahrzehnten schon.

1988 verabschiedete die Generalversammlung der Vereinten Nationen die Resolution 43/53, sie hieß "Der Schutz des globalen Klimas für die heutige und die künftige Menschheit". Die britische Premierministerin Margaret Thatcher warnte damals, die Welt sei dabei, sich in einer "Hitze-Falle" zu verfangen. Der spätere US-Präsident George H. W. Bush versprach im Wahlkampf, er werde dem Treibhauseffekt einen "White House Effect" entgegensetzen. Der deutsche Bundeskanzler Helmut Kohl kündigte einen "wirksameren globalen Schutz der Umwelt" an.

Und so trafen sich 1992 in Rio de Janeiro Vertreter fast aller Staaten der Welt. Sie verpflichteten sich, "die Konzentration von Treibhausgasen in der Atmosphäre auf einem Niveau zu stabilisieren, das künftige menschengemachte Störungen des Klimas ausschließt". 1995 folgte die erste von bisher 20 Weltklimakonferenzen. Zusätzlich kamen jedes Jahr die Regierungschefs der wichtigsten Industrienationen beim

sogenannten G-7-Gipfel zusammen. Diese Woche treffen sie sich erneut, auf Schloss Elmau in Bayern. Wieder soll es um den Klimawandel gehen.

In all diesen Jahren haben Universitäten und Institute rund um die Welt ungezählte Studien zur Erderwärmung veröffentlicht. Journalisten schrieben Zeitungsartikel, Lehrer erklärten ihren Schülern den Treibhauseffekt. Es gab Podiumsdiskussionen, Seminare, Dokumentarfilme, Nobelpreise.

Wahrscheinlich wurde seit Anfang der neunziger Jahre kein anderes Thema so breit diskutiert, so tief untersucht, so hoch gehängt wie der Klimawandel.

Trotzdem sind die weltweiten CO₂-Emissionen seit Anfang der neunziger Jahre nicht gesunken. Sie sind um 60 Prozent gestiegen. Weltweit wurden mehr als eine Milliarde neue Autos gebaut, die Kohleförderung hat sich fast verdoppelt, die Zahl der Flugpassagiere verdreifacht.

Es ist, als hätte es all die Konferenzen, Studien, Vorträge und Unterrichtsstunden nie gegeben.

Vielleicht ist dies das Thema für uns Journalisten. Vielleicht sollten wir nicht zum tausendsten Mal den Klimawandel beschreiben, sondern diese Frage stellen: Wie kann es sein, dass die Menschen alles über die Erderwärmung wissen und dennoch ihr Verhalten nicht ändern?

In Norwegen haben Silke Lischka und Dana Michaelis ihren Fang in die Forschungsstation gebracht. Jetzt sitzen sie über Mikroskope gebeugt und schauen sich an, was im Meerwasser alles herumtreibt. Seepockenlarven, Ruderfußkrebse, Wasserflöhe. "Hier!", ruft Silke Lischka. "Eine Flügelschnecke!" Sie macht ihren Arbeitsplatz frei.

Man sieht: ein zartes Schneckenhäuschen aus Kalk, das den Körper umhüllt. Es ist durchsichtig wie Glas. Zwei zitternde Flügel. Ein pochendes Etwas, das Herz.

"Ist sie nicht wunderschön?", fragt Silke Lischka.

Ja, sie ist wunderschön, aber sie wirkt auch sehr klein und andersartig. Die Flügelschnecke hat nicht einmal richtige Augen, nur ein paar Sehzellen, mit denen sie

hell und dunkel unterscheiden kann. Sie wird uns Menschen nie traurig anschauen wie ein Wal. Sie erkennt uns gar nicht.

Wenn das Meer sauer wird, verliert die Flügelschnecke ihr Haus. Die zarte Hülle löst sich auf. Silke Lischka hat Nahaufnahmen auf ihrem Computer, auf ihnen ähnelt das Schneckengehäuse einer Betonwand nach schwerem Beschuss, es ist zerlöchert und vernarbt. Diese Fotos sind wie Nachrichten aus der Zukunft. Die Kieler Forscher fischen nämlich nicht nur im Freiwasser nach Kleintieren, sie holen sie auch aus Plastiksäcken heraus, die sie ins Meer gehängt haben. Die Säcke sind mit einer Extraportion Kohlendioxid gefüllt. So simulieren die Forscher, wie es dem Meer und seinen Bewohnern ergehen wird, wenn die Menschheit weiter CO₂ in die Luft bläst.

Schon jetzt, in der Gegenwart, muss die Flügelschnecke wegen des sauren Wassers mehr und mehr Energie aufwenden, um ihr Gehäuse bauen zu können. Ihr Sterben hat bereits begonnen.

Die Flügelschnecke, die einzellige Kalkalge und andere Kleinstlebewesen bilden die Grundlage des Ökosystems Meer. Der Wandel in diesem System ist zumindest in seinen Anfängen kleinteilig und wenig greifbar. Die Not eines Wals lässt sich leicht beschreiben, die Not eines Systems eher nicht. Aber wenn die Flügelschnecke verschwindet, leben womöglich auch manche kleinen Fische nicht mehr lange, die sich von der Flügelschnecke ernähren. Als Nächstes verschwinden die größeren Fische. Es könnte sein, dass irgendwann doch noch tote Wale in den Fjorden treiben. Dann wird es zu spät sein.

Wir Journalisten mögen Superlative, hier ist einer: Klammert man den Einschlag eines Asteroiden vor 66 Millionen Jahren aus, ist die Versauerung der Ozeane die radikalste Störung des Systems Meer in der Geschichte.

Es gibt eine beliebte Erklärung dafür, dass die CO₂-Emissionen trotzdem weiter steigen. Sie kommt vor allem von Umweltschützern, die jegliche Hoffnung verloren haben. Sie besagt: Die Natur ist dem Menschen egal. Er hat sie sich untertan gemacht, wie es in der Bibel steht, und wie ein Despot kümmert er sich nicht um das Leben dieses Untertans. Soll die Flügelschnecke doch sterben.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Aber diese These von der menschlichen Gefühllosigkeit ist falsch. Man erkennt das an Zeitungsartikeln, die Journalisten schon vor mehr als 30 Jahren geschrieben haben, in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich, Amerika. Die Artikel handelten von kahlen Bäumen ohne Nadeln, ohne Blätter. "Waldsterben" stand über den Artikeln, oder: "Saurer Regen", "zure regen", "pluies acides", "acid rain".

Hans Pretzsch, geboren 1957, studierte damals, Anfang der achtziger Jahre, Forstwissenschaften in München, er wohnte im Stadtteil Schwabing, in einer WG mit Künstlern und Medizinern, urbanen Menschen, die sich auf einmal für Fichten und Tannen interessierten. Das Waldsterben war als Begriff so allgegenwärtig wie heute der Klimawandel.

Es gab damals einen Satz, der auf Plakaten, Flugblättern und Aufklebern stand: Erst stirbt der Wald, dann stirbt der Mensch.

Jahrzehnte später, ein Tag im Mai 2015: Vögel zwitschern, Laub raschelt, wenn man nach oben schaut, ist es, als spanne sich ein grüner Himmel über die Erde, aus Blättern und Nadeln, hellgrün, dunkelgrün, mittelgrün. Moos hängt an einer Buche, Farne schimmern im Sonnenlicht, drum herum stehen haushohe Fichten, christbaumgroße Tannen, ein junger Ahorn und: zwei Männer, beide bärtig, in festen Hosen und schweren Schuhen. Sie sprechen vom Tod, aber nicht vom Tod des Waldes.

"Es hat doch etwas sehr Tröstliches, hier begraben zu sein und in einem lebendigen Baum aufzugehen", sagt der eine, jüngere Mann.

Der andere, ältere, schon etwas grauhaarig, nickt.

Der eine Mann ist der Stadtförster von Traunstein in Oberbayern, der andere Mann ist Hans Pretzsch, inzwischen Forstbetriebsleiter und Professor für Waldwachstumskunde an der Technischen Universität München. Die beiden sprechen über die Idee, ein Stück ihres Waldes in einen sogenannten Friedwald umzuwandeln. Hier, in der Natur, könnten dann Menschen bestattet werden. Das Grab im Grünen ist beliebt. Es gibt in Deutschland schon mehrere Hundert Bestattungswälder.

Der Wald ist nicht tot, er lebt, nur die Menschen sterben immer noch.

Hans Pretzsch sagt, der Wald als Ganzes sei damals, in den Achtzigern, dem Ende nicht so nahe gewesen, wie es die Zeitungen schrieben. Aber schwer krank war er schon, in hohen Lagen, auf kargen Böden, die den Bäumen nicht genug Kraft gaben, um die Schwefelsäure zu ertragen. Die Säure entstand, wenn sich das Schwefeldioxid aus der Verbrennung von Kohle und Öl mit dem Regenwasser mischte.

Wahrscheinlich stünden heute in deutschen Mittelgebirgen also tatsächlich traurig kahle Hügel, hätte die damalige Bundesregierung nicht 1983 zum Beispiel die sogenannte Großfeuerungsanlagenverordnung auf den Weg gebracht, die strenge Emissionsgrenzwerte für Kohle-, Gas- und Ölkraftwerke vorschrieb. Hätten nicht die Länder der Europäischen Union das bleifreie Benzin und den Katalysator eingeführt, der die Schadstoffe aus den Autoabgasen filtert.

Der Wald erholte sich. Der Mensch hat ihn erst geschädigt, dann gerettet. Die Natur ist dem Menschen nicht egal.

Nicht lange nach dem Waldsterben kam wieder ein neues Wort in die Welt. Es hing mit der Gasschicht zusammen, die sich in einer Höhe von 15 bis 50 Kilometern um die Erde spannt und den Großteil ultravioletter Sonnenstrahlen abhält. Das Gas ist Ozon, das neue Wort war das Ozonloch, eine wachsende Lücke in der Schutzschicht, aufgerissen von Fluorchlorkohlenwasserstoffen, kurz FCKW, die der Mensch als Treibgas in Haar- und Deosprays und als Kühlmittel in Kühlschränken und Klimaanlage nutzte.

1987 beschlossen die Staaten der Welt im sogenannten Montreal-Protokoll, die Produktion von FCKW schrittweise zu stoppen. Inzwischen melden Forscher: Das Ozonloch ist immer noch da, aber es wächst nicht mehr, die Schutzschicht regeneriert sich. Wieder hat der Mensch einen Kurswechsel vollzogen.

Es war damals ein deutscher Forstwissenschaftler, der als Erster die kranken Bäume beschrieb. Das Ozonloch entdeckte ein japanischer Forscher. Die Fachleute mussten nicht lange warnen, da setzte schon die Veränderung ein.

Mojib Latif aber redet jetzt seit bald 30 Jahren vom Klimawandel.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

An einem milden Abend im Mai 2015 drängen sich 500 Menschen im Festsaal eines Barockschlosses in Wiesbaden. Sie tragen dunkle Anzüge, teure Kleider, viele müssen stehen, es gibt nicht genug Stühle. Auf der Bühne ruft der Moderator: "Meine Damen und Herren, begrüßen Sie den Mann, den in Sachen Klima jeder kennt."

Latif steht auf und geht nach vorne, ein 60-jähriger Mann mit gescheiteltem grauem Haar. Latif ist Professor für Klimadynamik, er gibt Interviews, sitzt in Talkshows, schreibt Bücher, außerdem tingelt er durchs Land wie ein alternder Rockstar und hält Vorträge. An diesem Abend hat ihn die hessische Landesregierung eingeladen. "Klimaempfang" heißt die Veranstaltung, die Gäste sind Unternehmer, Politiker, Behördenleiter, Banker. Mojib Latif soll sie davon überzeugen, dass der Klimawandel ein dringliches Thema ist.

Latif drückt eine Taste auf seinem Laptop, auf der Leinwand neben der Bühne erscheint eine Nachricht von der Internetseite der Tagesschau: "Shell darf in der Arktis bohren". Die Nachricht ist erst wenige Stunden alt. Latif hat im Internet einen aktuellen Aufhänger für seinen Vortrag gesucht, einen warnenden Hinweis darauf, dass die Menschheit ihren Lebensstil nicht ändert. Das macht er immer, und immer findet er etwas, denn die Menschen verbrennen ja ständig und überall weiter Kohle, Gas und Öl.

Latif zeigt jetzt Temperaturkurven, die in die Höhe schießen, und bunte Animationen, auf denen sich die Erdkugel rot färbt. Er redet von steigenden Meeresspiegeln und Dürren. Das vergangene Jahr war das wärmste seit Beginn der Temperaturaufzeichnungen im 19. Jahrhundert. In der Arktis ist das Sommereis auf dem Rückzug. In der Antarktis sind gigantische Eismassen dabei, ins Meer zu rutschen. Ein großes Artensterben hat begonnen, nicht nur in den Ozeanen. Weltweit gehen die Ernten zurück, der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge glaubt, bald könnten mehr Menschen vor dem Klimawandel fliehen als vor Kriegen, Armut und Unterdrückung.

Latif redet 30 Minuten lang, er hat sich keinen seiner Sätze aufgeschrieben, er kann sie alle auswendig, so oft hat er sie schon ausgesprochen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nach seinen letzten Worten bleibt er auf der Bühne stehen. Applaus brandet auf, die Leute klatschen fast eine Minute lang, einige gehen nach vorne, sie wollen mit Latif reden. Der Stadtverordnetenvorsteher der Stadt Rüsselsheim sagt, er habe den Vortrag "sehr interessant" gefunden, Studenten des Forschungsbereichs Kleinwindanlagen der FH Frankfurt bitten um ein Foto, eine Künstlerin zeigt ihm ihre Bilder. Sie sagt: "Ich male den Klimawandel."

In diesem Moment könnte man meinen, Latif habe es tatsächlich geschafft, die 500 Zuhörer vom Ernst der Lage zu überzeugen. Aber dann öffnen sich die Flügeltüren, die Menschen strömen hinaus in den Schlosspark, Gespräche, Lachen, Kellner bringen gekühlten Wein. Später steigen die Gäste des Klimaempfangs in ihre Autos und fahren davon.

Es gibt inzwischen in jedem Industrieland Forscher wie Mojib Latif, die sich mit der Erderwärmung beschäftigen. So wie es vor 30 Jahren überall Forstwissenschaftler gab, die die kranken Bäume untersuchten. Die Forstwissenschaftler waren sich damals keineswegs einig. Auch unter den Klimaforschern bestand lange Uneinigkeit, so ist das oft in der Wissenschaft. Noch im Jahr 2002 diskutierte Latif im Spiegel mit einem Kollegen, der die Meinung vertrat, der Mensch sei womöglich unschuldig an der Erderwärmung. Heute stellt kaum noch ein Experte den Treibhauseffekt in Abrede. Einer Studie zufolge sind sich 97,2 Prozent der Klimawissenschaftler einig, dass der Mensch die Erde erwärmt. Doch bei fast vollständigem Konsens über die Fakten besteht eine maximale Verhaltensstarre beim Handeln.

Es ist, als begreife die Menschheit den Klimawandel als eine Art Meteorit im Weltraum, der in Jahrtausenden auf die Erde stoßen könnte: ein interessantes Phänomen, von Forschern in bunten Schaubildern erklärt, aber ohne Relevanz für das heutige Leben.

Diese Sicht ist gar nicht so falsch.

Das Klima ändert sich tatsächlich meist extrem langsam. Auch früher, bevor der Mensch anfang, Öl und Kohle zu verbrennen, schwankte der CO₂-Gehalt der Atmosphäre. Mal sank er, mal stieg er. Aber die Veränderung dauerte Zehntausende von Jahren; so konnte sich das System Erde darauf einstellen. Das Meer zum Beispiel

nahm das zusätzliche Kohlendioxid auf, ohne zu versauern, so wie ein Mensch 20 Bier trinken kann, ohne betrunken zu werden, wenn er genug Zeit hat. Die Flügelschnecke lebte weiter.

Der derzeitige Klimawandel allerdings vollzieht sich rasend schnell – aus der Perspektive der Natur betrachtet. Allein in den beiden Jahrzehnten nach der Konferenz von Rio 1992 ist die globale Durchschnittstemperatur um 0,5 Grad gestiegen, so abrupt wie nie zuvor, seit der Mensch die Erde bewohnt. Und doch haben wir kein Gefühl dafür. Wer spürt schon am eigenen Leib, dass es wärmer wird? Wer begreift, dass die Katastrophe mit jedem Tag, an dem CO₂ in die Atmosphäre gelangt, an Ausmaß gewinnt? Sogar wenn die Menschheit von heute auf morgen ihre Emissionen halbieren würde.

Das CO₂ verschwindet nicht wieder aus der Atmosphäre. Es sammelt sich zum Teil lange darin an. Die erste Eisenbahnfahrt 1825. Die Eröffnung des ersten Kohlekraftwerks 1882. Der erste Linienflug über den Atlantik 1939. Die Abgase, die bei all diesen Ereignissen in die Luft geblasen wurden, beeinflussen heute, im Juni 2015, unser Klima. Die Erde bekommt die Folgen von 250 Jahren Wachstumsgeschichte präsentiert.

Als in den Wäldern sterbende Bäume standen, zogen die Abgeordneten der Grünen mit einer toten Fichte in den Bundestag ein. Als sich das Ozonloch öffnete, stieg in Australien die Hautkrebsrate auf den höchsten Stand weltweit. Einen kranken Baum kann man anfassen, man kann ihn sehen, das Ozonloch tötet Menschen. Beides erzeugt Angst.

Vor elf Jahren lief der Hollywood-Blockbuster The Day After Tomorrow in den Kinos. Er erzählt, wie schmelzendes Polareis die Meeresströmungen durcheinanderbringt. Drei gigantische Sturmtiefs bilden sich. Eine Flutwelle überschwemmt New York. Die amerikanische Regierung flieht nach Mexiko. Am Ende liegt die halbe Erde unter einem Eispanzer, und es herrschen minus 70 Grad Celsius.

Das geht alles ganz schnell. Es dauert nur wenige Wochen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

The Day After Tomorrow wurde gefeiert als Warnung vor dem Klimawandel. Er schien zu sein, was die tote Fichte der Grünen für das Waldsterben war, eine Erzählung, die jeder versteht. In Wahrheit hat dieser Film den Klimawandel nicht verstanden. Er zeigt, was Menschen sich unter einer Katastrophe vorstellen. Den Einbruch des Unvorhergesehenen, Geschichte im Zeitraffer.

Der echte Klimawandel aber ist eine Katastrophe in Zeitlupe. Eine Katastrophe also, die kaum wahrzunehmen ist. Diagramme mit Temperaturkurven erschrecken die Leute nicht. So bleibt das Thema Klimawandel ein Scheinthema. Und die Angst vor der Erwärmung eine Angst, die es gar nicht gibt.

Man kann es Klimaforschern wie Mojib Latif daher nicht vorwerfen, dass sie mit ihrer Botschaft nicht durchdringen. Die Aufgabe der Wissenschaftler ist es, Modelle aufzustellen, Zahlen zu errechnen. Diese Zahlen mit Leben zu erfüllen, sie anschaulich zu machen und in Bilder zu übersetzen, müssen andere übernehmen, auch wir Journalisten.

Betrachtet man die Veröffentlichungen in der Welpresse aus den vergangenen Jahren, muss man feststellen: Es sind nicht viele Motive, die wir gefunden haben. Bilder von Eisbären auf schmelzenden Schollen, von Stürmen und Fluten, von einer Erdkugel in Flammen, das ist fast schon alles. Seit Jahrzehnten wiederholen sich diese Motive, wie bei einem Radiosender, der immer wieder dieselben Songs spielt.

Diese Bilder machen es dem Betrachter leicht, den Klimawandel zu verdrängen. Liegt es daran, dass sie abstrakt bleiben, anstatt von Menschen und deren Schicksalen zu erzählen? Oder daran, dass die Orte, von denen sie stammen, so weit weg sind? Warum fühlen sich diese Bilder nicht bedrohlich an? So bedrohlich wie die Windstöße, die die Hütte von Masau Namani auf der Insel Tanna im Südpazifik trafen?

Es geht schon auf Mitternacht zu, als Masau und seine Frau Nalin am 13. März dieses Jahres aus dem Schlaf schrecken. Sie hören ein Dröhnen, so laut wie von einem Flugzeug. Aber da ist kein Flugzeug. Da sind nur Böen, manche mehr als 300 Stundenkilometer schnell. Innerhalb von Sekunden kollabieren die Strohände der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Hütte, das Dach fliegt davon. Das Zuhause des Paares löst sich auf, wie die Schale der Flügelschnecke.

"Lauf! Lauf!", brüllt Masau. Er nimmt seinen Sechsjährigen auf den Arm, Nalin trägt das Baby, dann rennen sie los. Tosendes Dunkel. Schreie. Splitterndes Holz. Nalin sieht den 6.000-Liter-Wassertank des Dorfes emporsteigen, wie ein riesiger Ball, den jemand in die Luft geschossen hat.

Die Familie kämpft sich voran zum Gemeinschaftshaus. Etwa 90 Dorfbewohner drängeln sich in dem Bau, der keine 30 Quadratmeter misst, Masau und Nalin quetschen sich dazu, ihre wimmernden Kinder auf dem Arm. Jemand schleift den Dorfprediger hinein. Ein Ast hat ihn bewusstlos geschlagen.

Es war dieser Prediger, der am Nachmittag, als das Dorf noch in der Hitze döste, von einem nahenden Unwetter sprach. Auf seinem Mobiltelefon war eine Nachricht eingegangen: Sturmwarnung, Stufe Rot. Aber niemand schenkte ihm Beachtung. Das Dorf hatte schon einige Stürme erlebt; so schlimm würde es nicht werden. Als Masau und Nalin sich schlafen legten, hatten sie keine Angst.

Jetzt versuchen Masau und elf andere Männer, das Dach des Gemeinschaftshauses gegen die Windböen zu verteidigen. Sie strecken ihre Arme hoch, bei jedem Stoß ziehen sie die dünnen Holzstangen zu sich herab. Eine Stunde geht das so, dann noch eine, während sich über ihnen der Sturm austobt, einer der stärksten Zyklone, die die Südsee je gesehen hat.

Meteorologen werden später von einem "tropischen Superzyklon" reden, Kategorie fünf, Name: "Pam". Sie werden erklären, dass Pam in Nord-Süd-Richtung über Vanuatu hinweggezogen ist, einen Staat aus 83 Inseln, zu dem Tanna gehört. Und sie werden Pam in eine Reihe stellen mit anderen Stürmen der jüngsten Zeit, deren Namen freundlich klingen und doch für Leid und Zerstörung stehen.

Gonu, der stärkste je gemessene Zyklon im Arabischen Meer, Juni 2007, 78 Tote in Pakistan, dem Iran, Oman und den Vereinigten Arabischen Emiraten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sandy, der größte je gemessene atlantische Hurrikan, Oktober 2012, 233 Tote in den USA, Kanada, Kuba, auf den Bahamas, in Haiti, der Dominikanischen Republik, Jamaika und Puerto Rico.

Haiyan, einer der stärksten tropischen Taifune aller Zeiten, November 2013, 6.300 Tote auf den Philippinen, in China und Taiwan.

Auf der Insel Tanna zieht irgendwann ein blasser Morgen herauf, und das Dröhnen legt sich. Als Nalin und Masau sich ins Freie trauen, sieht ihre Heimat aus wie nach einem Napalm-Angriff. Das immergrüne subtropische Land: eine Landschaft in Braun. Bäume, so groß wie Eichen: entwurzelt. Büsche und Blätter: verschwunden. In einer Nacht sind fast alle Einwohner obdachlos geworden. Aber in ganz Vanuatu hat Pam nur elf Menschen getötet. Viele konnten sich retten, indem sie sich bis zum Gesicht in die Erde eingruben.

Besucht man Masau und Nalin zwei Monate nach dem Sturm, führt Masau als Erstes die neue Hütte vor, an der er gerade baut. Er möchte sie mit Seilen befestigen, aber die Pflanzenfasern dafür werden erst in einem Jahr nachgewachsen sein. Früher haben Masau und Nalin jeden Tag frisch geerntet, was sie zum Leben brauchten, Yamswurzeln, Cassava, Süßkartoffeln. Jetzt sind alle Felder zerstört. Die beiden freuen sich, wenn sie mal eine Fledermaus schießen können. Manchmal kommt eine Hilfsorganisation und verteilt Reis.

Was hat die Insel ins Unglück gestürzt?

Der alte Dorfschamane, der in der Sturmnacht mit Blättern zündelte und Sprüche flüsterte, um die Winde in andere Richtungen zu lenken, sagt: "Ein böser Mensch hat die Kräfte des Sturms heraufbeschworen."

Masau sagt: "Gott hat uns ein Zeichen gegeben. Wir sollen unseren Besitz besser miteinander teilen."

Nalin hat keine Zeit, etwas zu sagen. Sie hat ein paar bittere Blätter aufgetrieben, die rollt sie mit Salz und Kokosflocken zusammen: Ersatzgemüse für die Kinder.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Als der Zyklon über Vanuatu hereinbrach, war der Präsident des Landes auf Reisen. 6.000 Kilometer entfernt besuchte er kurz nach dem Sturm eine Konferenz in Japan, es ging um Naturkatastrophen. Er betrat die Bühne und sprach von seiner zerstörten Heimat. "Das hat mit dem Klimawandel zu tun", sagte der Präsident.

Es gibt viele Leugner des Treibhauseffekts, die auf solche Aussagen geradezu hoffen, weil sie ihnen ein Ziel für Angriffe liefern. Einer schrieb auf seiner Website, der Präsident von Vanuatu rede den reichen Ländern Schuldgefühle ein, weil er an Spendengeld kommen wolle. Ein anderer schrieb, es habe auch früher schon Zyklone in Vanuatu gegeben. 1957 einen mit 100 Toten, 1987 einen mit 48 Toten. Damals sei der CO₂-Gehalt der Atmosphäre viel niedriger gewesen. Der Leugner folgert daraus, dass der Zyklon, der Masaus Haus wegriss, nichts mit dem steigenden CO₂-Verbrauch in den Industriestaaten zu tun hat.

Man kann so denken. Der Klimawandel verführt einen sogar dazu. Falsch ist es trotzdem.

Es ist so ähnlich wie mit den Zigaretten. Auch als noch kaum jemand rauchte, starben Menschen an Lungentumoren. Trotzdem ist erwiesen, dass Rauchen die Wahrscheinlichkeit erhöht, an Krebs zu erkranken. Auch bevor die Erde sich erwärmte, gab es Dürren und Stürme. Wie die Suche nach der Ursache von Krankheiten ist der Klimawandel ein Fall für Zahlen und Wahrscheinlichkeiten. Der sterbende Wald war ein neues Phänomen, das Ozonloch auch. Der Klimawandel aber schafft keine neuen Katastrophen, er verstärkt nur die alten. Auch das macht es so schwer, ihn zu veranschaulichen. Und so einfach, seine Existenz zu leugnen.

Als wir unsere Recherche begannen, haben wir bei Experten herumgefragt. Wir baten sie, uns ein Unglück zu nennen, einen Sturm, eine Dürre, irgendein Desaster, das zweifelsfrei vom Klimawandel ausgelöst wurde.

Beim Potsdam-Institut für Klimafolgenforschung, einer der weltweit wichtigsten Einrichtungen dieser Art, bekommen sie oft solche Anfragen. Nach jedem Sturm, während jeder Hitzewelle rufen Journalisten an und wollen wissen: Ist das der Klimawandel? Die Forscher müssen dann sagen: Wir wissen es nicht. So wie kein

Arzt mit Sicherheit sagen kann, dass es wirklich die Zigaretten waren, die genau diesen einen Fall von Lungenkrebs ausgelöst haben.

Was sie aber wissen, ist dies: Früher erlebten die Deutschen, statistisch gesehen, alle 80 Jahre einen so heißen Sommer wie den von 2013. Heute alle sieben. Früher gab es nicht so häufig Dürren wie jene, unter der Kalifornien in diesem Frühjahr leidet. Auch die Wucht pazifischer Zyklone hat zugenommen, ihre Windgeschwindigkeit und die Niederschlagsmenge.

Es steht also nicht fest, ob der Klimawandel schuld daran ist, dass Masau Namani aus seiner Hütte fliehen musste. Es ist nur sehr wahrscheinlich, mehr nicht.

Für Masau Namani ist das schlecht. Vom anderen Ende der Welt betrachtet, mit dem nüchternen Blick der Wissenschaft, wirkt er wie ein Fall aus der Statistik. Ein Drei-Viertel-Opfer. Eine kleine Nummer.

In den Tagen nach dem Sturm beherrschte Vanuatu die Schlagzeilen der Weltpresse:

"Ein Monster von einem Sturm" (Spiegel Online)

"Pam radiert Vanuatu aus" (El País)

"Nothelfer finden nur Ruinen" (New York Times)

"Vanuatu muss von vorne anfangen" (Neue Zürcher Zeitung)

Nach ungefähr einer Woche aber war es wieder still um Vanuatu. Die Berichterstattung über den Sturm war selbst wie ein Sturm, der schnell vorüberzog. Hilfsorganisationen berichten heute, wie schwierig es ist, in den reichen Ländern des Nordens Geld zu sammeln für Menschen wie Masau Namani. Zu weit weg. Zu schwer zu begreifen. Zu schnell verdeckt von anderen Schreckensbildern, von Kriegen, Erdbeben, gesunkenen Flüchtlingsbooten. Der Nachrichtenwert von Masaus Leid ist zu klein im Vergleich zu all dem anderen Leid. Ein Drei-Viertel-Opfer, das man schnell vergisst – das ist so, als ob es gar kein Opfer gäbe.

Ohne Opfer aber gibt es keine Geschichte vom Klimawandel. Nichts, was den Leuten in den Köpfen bleibt. So würde es wohl Wolfgang Lohbeck ausdrücken.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Lohbeck läuft über einen Hinterhof im Hamburger Hafen. Auf einem alten Schiffscontainer steht ein Dinosaurier, Tyrannosaurus Rex, zusammengeschweißt aus rostigem Blech, zum Aufstellen vor Konzernzentralen, als Symbol für alles Gestrige. In einer Garage stehen Schlauchboote mit Außenbordmotoren, zum Heranfahen an Walfangschiffe und Bohrinseln. In Regalen liegen Klettergurte und Kletterseile, zum Hinaufsteigen auf Fabrikschornsteine und Kraftwerksschlote. Es ist das Lager von Greenpeace Deutschland. Lohbeck sagt: "Das hier ist unsere Hinterbühne."

Lohbeck, 70 Jahre alt, studierter Architekt, kündigte Anfang der achtziger Jahre seinen Beamtenjob im niedersächsischen Wissenschaftsministerium, um Greenpeace mitaufzubauen. Jahrzehntlang war er einer der Männer, die ganz vorne auf der Bühne standen, wenn die Umweltorganisation mal wieder ein Schauspiel aufführte, eine Geschichte von Gut und Böse.

Der Gute, das war das Opfer, ein sterbender Baum zum Beispiel oder ein Kind, das an Hautkrebs erkrankte, wegen des Ozonlochs.

Der Böse war der Täter. Beim Wald waren es die Kraftwerksbetreiber, die ihre Abgase nicht entschwefelten. Beim Ozonloch waren es die Hersteller der FCKW. Die Geschichten von Greenpeace waren auch deshalb Erfolgsgeschichten, weil sie so schön einfach waren.

Aber wer ist der Böse in der Klimageschichte, wer sind die Täter?

"Tja", sagt Lohbeck, "die Täter, das sind wir alle." Wir, die wir Autos fahren und in den Urlaub fliegen. Unsere Wohnung heizen und Strom verbrauchen.

Auch die Klimaforscher sind Täter. Mojib Latif sagt, seine persönliche CO₂-Bilanz sei katastrophal. Er ist ja dauernd unterwegs, von einer Konferenz zur nächsten. Die Meeresforscherin Silke Lischka, die sich um das Wohl der Flügelschnecke sorgt, reiste im Flugzeug nach Norwegen. Der Forstwissenschaftler Hans Pretzsch, der an der Technischen Universität in München seit Jahren die Auswirkungen des Klimawandels auf das Wachstum der Bäume erforscht, fuhr mit dem Auto nach Traunstein zu seinem Wald. Der Greenpeace-Veteran Wolfgang Lohbeck wohnt in einem ungedämmten Einfamilienhaus im Norden von Hamburg. Auch wir, die

Autoren dieses Artikels, sind für unsere Recherchen ins Flugzeug und ins Auto gestiegen.

Auf wen soll Greenpeace also seine Klima-Kampagne ausrichten? Wenn alle böse sind, bleibt kein Guter übrig. Wenn jeder ein Täter ist, ist keiner ein Täter. "Letztlich ist das Klima nicht kampagnenfähig", sagt Lohbeck. Die Sache sei einfach zu kompliziert.

Er hat es dann trotzdem versucht, auf andere Art, leiser, weniger aggressiv. Lohbeck hat nicht nach einem Gegner gesucht, sondern nach einer Lösung. Er machte Fachleute ausfindig, Fahrzeugingenieure, und gemeinsam entwickelten sie Mitte der neunziger Jahre das Auto, in das Lohbeck jetzt einsteigt, auf diesem Hinterhof im Hamburger Hafen. Es ist ein gelber Kleinwagen, auf dem steht: "Erste Hilfe für das Klima. Gleiche Leistung – Halber Verbrauch".

Das Auto ist ein umgebauter Renault Twingo. Lohbeck gab ihm den Namen Smile. Sein Motor ist so konstruiert, dass er nicht einmal drei Liter auf 100 Kilometer verbraucht. Der Wagen war eine Revolution. Greenpeace präsentierte ihn in halb Europa, stellte ihn in deutschen Fußgängerzonen vor. Manchmal hängten sie dem Smile einen schwarzen Plastiksack an den Auspuff und stellten einen herkömmlichen Twingo mit doppelt so großem Sack daneben. Halber Verbrauch, halbe Emissionen, sollte das bedeuten.

Lohbeck glaubte, Begeisterung wecken zu können für diese schmerzlose Form des Klimaschutzes. Die Leute sollten zu den Konzernen laufen und sagen: Baut dieses Auto, wir wollen die Welt verändern. Das war die Hoffnung.

Aber die Leute setzten sich in den Smile und fragten als Erstes: Warum gibt es hier keine Fensterkurbel? Sie störten sich an den harten Sitzen. Sie erkundigten sich nach der PS-Zahl. Das Klima war ihnen egal. "Es war furchtbar", sagt Lohbeck.

Es waren Durchschnittsbürger, die da ihre Fragen stellten. Menschen, die beim Fahrradfahren einen Helm tragen, weil sie kein Risiko eingehen wollen. Die sich mit Sonnencreme einschmieren, um sich nicht zu verbrennen. Die Angst haben vor Acrylamid und den Weichmachern im Plastikspielzeug. Und die doch nicht auf die

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Idee kommen, im Klimawandel eine Gefahr für sich und ihre Kinder zu sehen, oder für die Menschen auf der anderen Seite der Welt und deren Kinder.

Wir haben mit unserem Chefredakteur geredet. Er fand, unser Thema sei wichtig genug, um es als Titelgeschichte zu bringen. Aber er fragt sich: Warum war bisher jeder Titel der ZEIT zum Thema Klimawandel im Kioskverkauf ein Desaster?

Die Autotür fällt zu, Wolfgang Lohbeck steckt den Schlüssel ins Schloss und drückt aufs Gas. Er fährt mit dem Smile noch eine Runde über den Hinterhof. Nächste Woche wird Greenpeace den Wagen nach München schaffen. Der Smile, dieses Zukunftsauto, das einst das Klima retten sollte, ist Vergangenheit. Er kommt als Ausstellungsstück ins Deutsche Museum.

Der Klimawandel, hatte Lohbeck uns noch gesagt, sei eben ein Thema, das sich dem Herzen, dem Gefühl verschließt. Nur das Gehirn könne ihn begreifen. Aber in Wahrheit tut auch der Verstand sich schwer.

Ein Problem, das man nicht anfassen kann.

Eine Katastrophe, die sich in Zeitlupe vollzieht.

Ein Phänomen, das keine neuen Desaster erzeugt, sondern nur die alten verstärkt.

Eine Geschichte, die keine eindeutigen Opfer und viele Täter hat.

Eine Gefahr, die weit weg zu liegen scheint, irgendwo in der Zukunft.

In der Klimadebatte ist oft von den Grenzen des wirtschaftlichen Wachstums die Rede, von der Endlichkeit der Ressourcen, aber vielleicht ist das gar nicht das Problem. Vielleicht geht es eher um die Grenzen der menschlichen Natur, um die Endlichkeit des Verstands. Vielleicht ist das menschliche Gehirn zu klein, der Klimawandel zu groß, um diese komplexe Sache zu verstehen. Vielleicht überrascht es also gar nicht so sehr, dass die Regierungsvertreter aller Länder Jahr für Jahr aufs Neue zusammenkommen und Jahr für Jahr auseinandergehen, ohne dass die Emissionen sinken.

Im Herbst steht in Paris mal wieder eine Weltklimakonferenz an, es ist die einundzwanzigste. Paris müsse einen Neuanfang bringen, einen Durchbruch in der Klimadiplomatie, so ist es in diesen Tagen oft zu hören.

Die Regierungen werden sich einigen, weniger Kohle, Öl und Gas zu verbrennen. Sie werden Gesetze erlassen, die den Ausbau von Sonnen- und Windenergie ermöglichen. Gesetze, die den Haushalten vorschreiben, weniger Energie zu verbrauchen. Die den Autokonzernen abverlangen, sparsamere Autos zu bauen. Die das Fliegen verteuern. Das ist die Theorie.

In der Wirklichkeit waren alle 195 Mitgliedsländer der Klimarahmenkonvention aufgefordert, bis März bekannt zu geben, wie stark sie ihre Emissionen reduzieren wollen. Lediglich 32 Länder, unter ihnen die 28 EU-Staaten, haben die Frist eingehalten, inzwischen liegen fünf weitere Vorschläge vor. Es geht nur um freiwillige Zusagen, um unverbindliche Pläne. Die Regierungen können sich daran halten. Oder auch nicht.

Wie soll das reichen, um den Klimawandel zu bremsen?

Alle Journalisten, auch wir, hoffen darauf, etwas zu verändern, etwas auszulösen, vielleicht einen neuen Gedankengang im Kopf eines Lesers. Dafür gibt es Regeln. Ein Artikel, der trostlos endet, der nur das Schlimme prophezeit, wird selten überzeugen. Der lesende Mensch will ein gutes Ende, ein wenig Zuversicht zumindest.

Hier also kommt es, ein kleines Stück Hoffnung, 61 Zeilen lang, gefunden auf dem Campus der Harvard University an der Ostküste der USA, an einem Frühlingsabend 2015, an dem eine junge Frau mit dem Telefon am Ohr auf dem Gras sitzt und versucht, ein paar Dutzend Schlafsäcke zu organisieren. Sie heißt Jasmine Opie, ist 21 Jahre alt und studiert Philosophie. Sie kommt aus gutem Elternhaus, ist zielstrebig, nächste Woche will sie einen Marathon laufen. Man könnte sagen, Jasmine Opie ist eine typische Harvard-Studentin, wenn da nicht die Sache mit den Schlafsäcken wäre und die Telefonnummer, die sie sich mit dickem Filzstift auf die Hand geschrieben hat.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es ist die Telefonnummer ihres Anwalts, den wird sie anrufen, falls die Polizei sie festnimmt. In den Schlafsäcken sollen einige ihrer Mitstreiter schlafen, sie wollen eine ganze Woche auf dem Campus bleiben, wollen Gebäude besetzen, Reden halten und am Ende einen Haufen Geld bewegen. Sie nennen es die Harvard Heat Week, die Harvard-Hitzewoche.

Die Harvard University ist eine der berühmtesten Universitäten der Welt, ein Symbol wissenschaftlicher Stärke. Aber sie ist auch ein gigantischer Investor. Keine Bildungseinrichtung der Erde ist so reich wie Harvard, es gibt Leute, die sagen, Harvard sei eine Bank mit angeschlossener Hochschule, die Universität verfügt über ein Vermögen von mehr als 36 Milliarden Dollar. Wo das Geld angelegt ist, in welchen Aktien und Anleihen es steckt, ist geheim. Aber natürlich fließt es auch an Unternehmen, die Kohle aus der Erde holen, die Öl verkaufen und die Gas verfrachten. An Unternehmen wie den indischen Konzern Coal India, wie RWE aus Deutschland, Chevron und Exxon aus den USA und den britischen Konzern BP. Unternehmen, die mit der Schädigung des Klimas Geschäfte machen.

Jasmine Opie und ihre Mitstreiter wollen das ändern.

Sie nennen es Divestment, das Abziehen von Geld. Es ist ein Gedanke, der sich, ausgehend von den USA, seit Monaten um die Welt verbreitet und längst auch Deutschland erreicht hat: Konzerne brauchen Geld, um Geld zu verdienen, sie brauchen Kapital. Sie bekommen es von Anlegern. Also hört auf, solche Aktien und Anleihen zu kaufen, und das Öl bleibt in der Erde!

Man muss nicht gleich allem Komfort, allem Wohlstand entsagen, um den Klimawandel zu verlangsamen. Es hilft schon, auf ein wenig Rendite zu verzichten. Es nutzt schon, wenn man sein Geld nicht mehr allein dorthin fließen lässt, wo es den größten Gewinn erzielt, sondern auch dorthin, wo es den geringsten Schaden anrichtet, den größten Nutzen stiftet. Das ist die Vision der Divestment-Bewegung.

Inzwischen haben in den USA die Städte San Francisco und Seattle ihr Geld aus den Kohle-, Öl- und Gaskonzernen abgezogen, genau wie Brisbane in Australien, Oxford in England, Örebro in Schweden. Der norwegische Staatsfonds ist dabei, der größte der Welt, an dem sich andere Finanzunternehmen orientieren. Der

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Versicherungskonzern Axa. Der Weltkirchenrat. Die Universität Hawaii. Vielleicht bald auch Harvard.

Es ist ein kleiner Anfang, mehr nicht. Aber darin liegt die Hoffnung.

Mitarbeit: Fritz Habekuss, Anke Richter

Ich bin wer, den du nicht siehst

Die größte Gruppe, die nach Deutschland einwandert, sind Polen. Nur merkt das keiner, weil sie sich unsichtbar machen. Unsere Autorin hält das für einen Fehler. Sie ist eine von ihnen

Von Emilia Smechowski, taz am wochenende, 02.05.2015

Es war der 17. Juni 1988, als wir einen polnischen Abgang machten, wobei ich erst viel später verstand, was das heißt, und auch, dass der Ausdruck uns Polen ein bisschen beleidigen soll. Aber in dieser Nacht von Freitag auf Samstag war es tatsächlich so: Wir hauten einfach ab, großlos.

Wir waren etwa fünfzig Kilometer gefahren, raus aus dem grauen Plattenbau, raus aus Wejherowo, als meiner Mutter das Wörterbuch einfiel. Sie hatte es auf dem Bügelbrett liegen lassen, Deutsch-Polnisch, Polnisch-Deutsch. Tränen rannen über ihre Wangen, wie so oft in diesen Tagen unserer Flucht. Was, wenn es uns verrät? Die ganze Aufregung, die Lügen, alles umsonst?

So begann das neue Leben meiner Eltern, und somit auch meins und das meiner Schwester. Mit Angst.

Vielleicht erklärt diese Angst, warum meine Eltern, als sie es tatsächlich nach Deutschland geschafft hatten, fast genauso weitermachten: Bloß nicht auffallen. Unsere Leitfrage der kommenden Jahre lautete: Wie machen es die Deutschen? So machten wir es auch.

Wer Strebermigranten studieren will, der kann uns als Musterfamilie nehmen. Meine Eltern, beide Ärzte, bekamen Arbeit, wir lernten deutsch, mein Vater stieg auf, meine Mutter weniger, wir bauten ein Haus. Wir fuhren erst einen Mazda, dann einen BMW, dann einen Chrysler, und später eine Limousine von Audi. Ich besuchte ein

humanistisches Gymnasium, lernte Klavier und Ballett, mit Polen wollte ich erstmal nichts zu tun haben, ich ging nach Paris und Rom.

Erst viel später, als ich erwachsener wurde, fielen sie mir auf: all die Polen in Deutschland. Meine Generation, Anfang Dreißig, die im Kindesalter mit ihren Eltern eingewandert war. Top integriert, erfolgreich, sie wirkten fast deutscher als die Deutschen.

Ich war wie sie.

Heute gibt es kein Volk, das zahlreicher nach Deutschland einwandert, als wir Polen es tun. Seit Jahren schon. Nur: Als Migranten sieht man uns kaum. Wir sind unsichtbar. Wir sind quasi gar nicht mehr da, so gut gliedern wir uns ein.

Nun interessiert sich deshalb die Wissenschaft für uns. Dissertationen werden geschrieben, Bücher. Studien vergleichen uns mit anderen Migranten und stellen fest: Wir lernen die Sprache schneller. Wir studieren öfter. Integrieren uns besser in den Arbeitsmarkt. Heiraten eher Deutsche als Polen. Polnische Mädchen schneiden in der Schule sogar oft besser ab als ihre deutschen Freundinnen. Wir sind die Champs.

Wie Chamäleons haben wir gelernt, uns in der deutschen Gesellschaft zu verstecken.

Die Studien klingen, als sei das ein Erfolg. Als würden sich Menschen ernsthaft wünschen, lieber nicht gesehen zu werden.

In der Nacht unserer Flucht, als ich auf der Rückbank unseres kleinen Fiat Polski saß, wusste ich gar nicht, dass es so etwas wie Ausland gibt. Ich war fünf und konnte mir nicht verzeihen, dass ich Tomek nicht gefunden hatte. Am Nachmittag hatte meine Mutter gesagt: „Wir fahren in den Urlaub, nach Italien.“

Ich rannte auf den Hof mit den verrosteten Teppichstangen, an denen wir manchmal turnten. Ich wollte mich verabschieden, von meinem besten Freund. Lief hin zu dem Sandkasten, in dem wir, zwei Jahre nach Tschernobyl, endlich wieder spielen durften. Kein Tomek. Und ich weiß nicht, ob ich ahnte, dass wir nie zurückkehren würden, aber als meine Mutter mich ins Auto setzte, fing ich an zu heulen. Es ist meine einzige Erinnerung an unsere Flucht. Diese Panik, mich

unbedingt verabschieden zu wollen. Und dann einfach wegfahren zu müssen, ohne Tschüss zu sagen. Beziehungsweise: „pa“.

1988, als wir beschlossen zu fliehen, hieß es in der deutschen Politik noch immer: Deutschland ist kein Einwanderungsland. Die Ausländer, die schon seit Jahrzehnten da waren, waren ja nur Gastarbeiter. Also Gäste. Und Gäste reisen irgendwann wieder ab.

Mein Vater buchte einen Zelturlaub in Rimini. Dass wir nach Westberlin wollten, wo mein Onkel schon lebte, behielten meine Eltern für sich. Nur die Großeltern wussten Bescheid.

Während ich an Tomek dachte, ruckelte und zuckelte unser Fiat durch die Nacht, die Schlaglöcher auf Polens Landstraßen waren fast so groß wie unser Auto. Meine Eltern schwiegen.

Die Grenze zur DDR passierten wir einfach. Dann kam die zweite. BRD. Wir sahen sie schon von weitem. Es war drei Uhr nachts, als sich vor uns ein riesiger Tempel aus gleißenden Strahlern erhob. Drei Beamte liefen auf uns zu und winkten uns zur Seite. Sie befahlen uns auszusteigen. Meine Mutter hob meine schlafende Schwester hoch, und mit mir an der Hand lief sie zum Toilettenhäuschen nebenan. Mein Vater blieb allein zurück.

Meine Mutter ist schon immer ein sehr ängstlicher Mensch gewesen, sie ist es bis heute, und ich kann mir kaum ausmalen, wie sich das für sie angefühlt haben muss. Da standen wir nun, mit einem Bein im alten, mit dem anderen im neuen Leben, als diese bewaffneten Männer anfangen, unseren Kofferraum zu durchsuchen und die Sitze hochzuheben.

Sie fanden nur Badeanzüge, Handtücher und ein Zelt.

Als wir wieder losfuhren, hörte es plötzlich auf zu ruckeln, als hätte jemand Butter auf den Asphalt geschmiert. Dafür fuhren wir jetzt im Kreis, wie in einem Schneckenhaus, es ging gar nicht mehr geradeaus! Mein Vater verlor die Orientierung und meine Mutter schrie: „Fahren wir jetzt etwa wieder zurück?“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es war der erste Satz, den meine Eltern sprachen, seit wir aus Wejherowo raus waren, und sie lachten erleichtert, als sie begriffen, dass diese Straßenschnecke lediglich dazu diente, sie auf die erste Autobahn ihres Lebens zu führen. Nach Westberlin.

Wir ließen den Eisernen Vorhang, den Stillstand, das System, das unsere Freiheit so willkürlich einschränkte, hinter uns. Nun mussten wir es schaffen.

Ob Kriegsflüchtlinge aus Syrien oder Arbeitsmigranten aus Südeuropa - die meisten Einwanderer haben heute den einen Wunsch: irgendwann wieder zurückzukehren. Wir wollten nicht zurück. Vielleicht fiel es uns deshalb so leicht, unsere Identität an der Grenze zu lassen.

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie damals ausgereist sind, sagt mein Vater, er wollte sich nie wieder einsperren lassen, und meine Mutter sagt, sie wollte, dass wir Töchter bessere Chancen hatten.

In Polen gab es keine. So wie es keine Babynahrung in den Läden gab, keine Möbel, kein Fleisch. Es sei denn, man hatte Geduld - oder Kontakte in den Westen. Während ihres Medizinstudiums hatten meine Eltern Alkohol einfach selbst destilliert.

Nach dem Studium, als beide schon Anästhesisten waren, arbeiteten sie rund um die Uhr, es reichte trotzdem gerade für einen mittleren Standard. Wohnung: Platte. Küche und Auto: von den Großeltern. Dieses eine Wort gab es in Polen nicht: Aufstiegsversprechen.

Der einzige Lichtblick waren die Päckchen, die ein deutscher Freund meines Opas schickte. Mit Kaffee, Schokolade, und dem größten Schatz, den meine Mutter sich vorstellen konnte: dem Burda-Katalog. Unsere Kleider waren immer genäht „jak w Burdzie“. Wie bei Burda.

In unseren ersten Tagen in Westberlin kamen wir bei dem Onkel unter. Wir verkauften unseren Fiat Polski für 1.000 Mark. Dann zogen wir um, ins Lager. Eine große Halle in Berlin-Neukölln, eigentlich gedacht für Obdachlose, aber, weil in diesen Jahren so viele von uns kamen, wurde sie auch für Aussiedler geöffnet. Überall Eisenbetten und Plastiktüten, es roch nach Schnaps, und meine Schwester und ich krallten uns an den Beinen unserer Mutter fest.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

„Ihr könnt hier nicht bleiben“, sagte mein Vater, und fuhr uns zurück zum Onkel. Er selbst schlief wochenlang in der Halle, damit wir den Platz behielten.

Mein Vater hatte in Polen seine Bücher zurückgelassen, Goethe, Mann, Dostojewski. In Deutschland hatte er nun Putzdienst und schrubhte Klos und Flure.

Ein Fernseheteam kam und fragte meine Eltern auf englisch, was sie sich am meisten wünschten. Mein Vater sagte: Er würde gern das Ganze, die Flucht, die Ankunft hier, so schnell wie möglich vergessen. Meine Mutter sagte, sie werde erst wieder glücklich sein, wenn sie wieder alles hat, was sie hatte aufgeben müssen: Arbeit, Wohnung, Auto.

In diesen ersten Tagen in Deutschland dämmerte es ihnen: Hier ankommen werden sie nur, wenn sie anders werden als sie sind.

Und ausgerechnet die Nazis hatten dafür gesorgt, dass ihnen das leichter fiel als anderen.

Wie viele Polen im Sozialismus, hatten auch meine Eltern nach einem „deutschen Großvater“ gesucht, der Eintrittskarte in den Westen. Sie fanden ihn. Mein - durch und durch polnischer - Urgroßvater hatte bei der Reichsbahn gearbeitet und sich in die „Deutsche Volksliste“ eintragen lassen. Denn als die Nazis gemerkt hatten, dass es schier unmöglich ist, alle Polen auszulöschen, um das Land zu „germanisieren“, beschlossen sie, die übrigen Polen irgendwie zu Deutschen zu machen. Mein Urgroßvater galt somit als Deutscher und wir waren, auf dem Papier und ohne einen einzigen deutschen Verwandten zu haben: Aussiedler. Unser Ticket in eine neue Welt. Meine Familie spricht bis heute nicht gern darüber.

Statt für Fleisch, stellten sich meine Eltern nun morgens um 5 Uhr für Papiere an. Krankenkasse, Monatskarte, Begrüßungsgeld, als Aussiedler bekamen wir die Luxusbehandlung.

Mein Vater konnte es nicht fassen. Ohne jemals einen Pfennig in die deutsche Arbeitslosenversicherung eingezahlt zu haben, bekamen beide Arbeitslosengeld. Meine Eltern hatten den Eindruck, sie schuldeten diesem Land nun etwas. Auch der Sprachkurs im Goethe-Institut war, wie für alle Aussiedler, kostenlos. Neunzig Prozent sprachen damals kein Wort Deutsch.

In den ersten Wochen liefen wir mehr oder weniger stumm durch die Gegend, denn meine Eltern hatten beschlossen: Auf deutschen Straßen sprechen wir deutsch. Dafür wiederholte meine Mutter ihn danach umso öfter, einen ihrer ersten deutschen Sätze. „Pass auf!“

Wenn ein Mensch von einem Land in ein anderes zieht, kommt zu all den Rollen, die er in seinem Leben einnimmt, eine weitere. Er ist nun nicht mehr nur Arzt, Vater, Literaturliebhaber, sondern auch: Einwanderer. Je mehr Rollen, sagen Forscher, desto mehr Spannungen. Vielleicht haben meine Eltern einfach beschlossen, diese Spannung zwischen zwei Kulturen so klein wie möglich zu halten. Sie legten die Rolle der Polen ab. Und büffelten dafür umso mehr für die der Deutschen.

Auf meinem Pass prangte jetzt kein weißer, sondern ein schwarzer Adler. Aus der polnischen Emilka Smiechowska war die deutsche Emilia Smechowski geworden.

Unsere Namen ändern, das, was von Geburt an immer bleiben sollte - einen größeren Schnitt hätten wir nicht machen können.

Manche Flüchtlinge warten jahrzehntelang auf die Papiere, die bestätigen, was schon längst ihre Wirklichkeit geworden ist: Sie sind Deutsche. Sie wissen, wie man in Deutschland lebt. Bei mir war es andersherum.

Ich war Deutsche, bevor ich wusste, dass man sich in Deutschland Schokolade aufs Brot schmieren kann. Bevor ich wusste, dass die deutschen Lebensmittelläden Aldi heißen. Dass dort die Regale nie leer sind. Und dass man in der Kirche die Hostie in die Hand statt in den Mund gelegt bekommt.

Als Turbo-Deutsche mühten wir uns ab, dem was auf dem Papier stand, zu entsprechen. Dieses Land wies viele Menschen ab, uns sah es als Deutsche. Hätten wir in dieser Situation die Hand heben sollen und sagen: Aber wir bleiben trotzdem auch polnisch, okay?

Neben der Obdachlosenhalle in Berlin-Neukölln gab es noch ein anderes, ein kleineres Haus. Dort hatte jede Familie ihr eigenes Zimmer. Und eine Familie war ausgezogen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mein Vater kaufte die billigste Flasche Whiskey, die er finden konnte, machte sich auf zum Pförtner und schob sie ihm rüber. Der schaute ihn verdutzt an. Dann schob er sie wieder zurück. „Wir machen sowas nicht in Deutschland“, sagte er. „Hier regelt man die Dinge anders.“

Wir bekamen das Zimmer. Einfach so.

Meine Eltern lernten Deutsch.

Wir gingen bei Aldi einkaufen.

Ich spielte mit alten Stücken aus Pappe.

Wir waren glücklich.

Wir wurden immer mehr.

In den achtziger Jahren kam eine Million Einwanderer nach Deutschland, davon 800.000 Aussiedler. Mit dem Fall der Mauer wurden es noch mehr. Heute leben etwa 4,1 Millionen Menschen in Deutschland mit Aussiedler-Status, darunter etwa zwei Millionen Polen. Wir sind, nach den Türken, die zweitgrößte Migrantengruppe. Während die Türken Deutschland eher wieder verlassen, stehen wir seit Jahren an der Spitze der Einwanderungsstatistik.

70.000 Polen kamen im Jahr 2013 unterm Strich nach Deutschland. So steht es im aktuellen Migrationsbericht der Bundesregierung.

Und doch haben wir keinen Cem Özdemir, keine Aydan Özoguz im Bundestag, es gibt keinen Verband, der für uns spricht, und wenn der Deutsche schnell was auf die Hand will, holt er sich ganz sicher keine Piroggen um die Ecke.

Klar, wir sind auch nicht die Protagonisten in Büchern eines Thilo Sarrazin, wir sind es nicht, die Zehntausende Dresdner dazu treiben, „Wir sind das Volk!“ zu rufen.

Nicht mehr.

Emilie Mansfeld kam wie ich als Kind mit ihren Eltern nach Deutschland. Heute arbeitet sie als Politologin bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik. „Durch den Verzicht aufs Polnische haben wir einen Teil unserer Identität verloren.“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Der Begriff mag angestaubt sein, aber er trifft es noch immer: Migranten sind Brückenbauer. Wir aber haben die Brücke hinter uns gleich abgerissen“, sagt sie.

Kennen Sie den noch?

„Eine kurze Anzeige mit drei Lügen: Anständiger Pole mit eigenem Auto sucht Arbeit.“

Oder den?

„Woran merkt man, dass noch kein Pole im All war? Der große Wagen ist noch oben.“

Noch einen?

„Wann gibt es in Polen Weihnachten? Zwei Tage, nachdem in Deutschland Bescherung war.“

Harald Schmidt hat diese Witze erzählt, der große Entertainer des deutschen Fernsehens. In den neunziger Jahren war das. Das war die Stimmung.

Da waren wir schon längst raus aus dem Heim, hatten fünf Zimmer, Küche, Bad bezogen, unsere erste Sozialwohnung. Sogar einen Balkon gab es, mit einem grünen Belag, der aussehen sollte wie Rasen. Am ersten Abend saßen wir auf dem hellen Teppich im leeren Wohnzimmer und aßen Brot mit Philadelphia.

Andere Flüchtlinge im Heim kauften vom Geld, das ihnen der Staat gab, sofort Fernseher und Stereoanlage. An unserem ersten deutschen Weihnachten gab es einen Plastikbaum und etwas Lametta. Wir tranken aus ausgewaschenen Senfgläsern. Wir fuhren mit unserem Sozialticket U-Bahn. Nach Polen fuhren wir erstmal nicht. Keiner von uns ahnte, dass nur ein Jahr später der Eiserne Vorhang fallen sollte.

An 9. November 1989 sahen meine Eltern die Gesichter im Fernsehen. Die Flaggen. Dieses Jetzt-ist-alles-wieder-möglich-Gefühl. Deutschland war wieder vereint. Meinen Eltern machte das wieder: Angst.

Mein Vater fing in einem Krankenhaus an, meine Mutter in einem anderen, wir gingen in den Kindergarten. Ihren Kollegen erzählten sie nicht, wie sie bisher gelebt hatten. Es fragte auch keiner.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mein Vater staunte, wie niedrig die Differenz zwischen seinem Gehalt und dem Preis für ein Auto war. In Polen musste er etliche Jahre auf etwas sparen, das es dann oft gar nicht gab. Die Butterpreise schwankten manchmal von einem Tag auf den anderen um das zwölfwache. Jetzt wartete er vier Monatsgehälter und kaufte einen grauen Mazda, schnell und geschmeidig wie eine Raubkatze.

Wenn wir andere Polen im Supermarkt hörten, rollten wir noch immer mit den Augen. „Nur weil ich Polen im Ausland treffe, heißt das ja nicht, dass sie meine Freunde werden müssen“, sagte mein Vater. Deutsch bedeutete Erfolg und Geld. Polnisch bedeutete Armut. Und etwas Dreck.

Mit aller Macht wollten wir verhindern, dass man auf uns herabsah.

Mit sieben wurde ich eingeschult. Meine Mutter wiederholte es wie das Vaterunser: „Du musst dich mehr anstrengen als die deutschen Kinder.“ Wenn ich mit einer 2 plus nach Hause kam, legte sich ihre Stirn in Falten. Wo denn das Problem gewesen sei?

Zahnpasta mit Erdbeergeschmack. Benjamin Blümchen. Eis in der Form eines Bleistifts. Wurst in der Form eines Bärchens. 4You-Schulranzen. Levi's-Jeans.

Urlaub in Schweden. Urlaub auf Capri.

Aktien. Schiffsanteile, um Steuern zu sparen.

Wir wollten Freiheit. Und bekamen Kapitalismus.

Es gab auch die Sommer, wie sie schon immer waren. Wir Schwestern mit unseren Großeltern, in unserem Wald in Polen, unser Zelt, unsere zwei Seen, unsere Birken, unser Moos, unser Feuer.

Unsere Eltern blieben in Berlin. Arbeiten.

Das bisschen Arbeitslosengeld, das sie bezogen hatten, hatten sie tausendfach mit Steuern zurückgezahlt. Die Rechnung war beglichen.

Meine Mutter stand nervös in der Küche, als sie deutsche Freunde zum Essen einlud. Was sollte sie kochen? Es gab dann Tomate mit Mozzarella, Lasagne und Tiramisu. Von Piroggen hatte sie genug.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mittlerweile besaßen wir einen 3er BMW in Grünmetall. Diese Blicke, wenn wir damit durch polnische Dörfer fuhren. Wir parkten auf bewachten Parkplätzen, natürlich, und mein Vater befestigte die Lenkradsperre. Unser neues Leben wurde beäugt. Von Fremden, aber auch von Tanten, Onkels, Kusinen, die in Polen geblieben waren.

In Deutschland schämten wir uns dafür, arme Polen zu sein. In Polen schämten wir uns dafür, reiche Deutsche zu sein. Wir fühlten uns wie die Wölfe im Schafspelz.

Ist das der Preis einer Integration? Die Unsichtbarkeit? Die Scham?

„Tja“, sagt der polnische Historiker Robert Traba. „Die Generation Ihrer Eltern, die damals zu Hunderttausenden nach Deutschland kam, litt unter einem Minderwertigkeitskomplex. Sie hatte das Gefühl, etwas aufholen zu müssen, was die Deutschen ihnen voraus hatten. Der Druck, so zu werden wie die Deutschen, war groß. Sie haben sich nicht integriert, sondern assimiliert. Assimilation aber führt ins Nichts.“

Heute belächeln wir diesen Minderwertigkeitskomplex und gründen Kulturvereine wie den „Club der polnischen Versager“. Damals konnten Deutschland und Polen unterschiedlicher kaum sein. Sozialismus und Kapitalismus, Arm und Reich, Grau und Glitzer. Wer schämte sich da nicht, als Grauer?

Meine zweite Schwester wurde geboren. Meine Eltern kauften ein Grundstück. Mit Garten. Sie stritten sich jetzt öfter. Meine Mutter wollte Designerstühle, mein Vater fand sie zu bunt.

In der Schule sprachen wir zum gefühlt zehnten Mal über das Dritte Reich. Lasen „Jakob der Lügner“ und „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“. Lasst mich endlich in Ruhe mit diesen bescheuerten Nazis! Der Lehrer schaute irritiert. Ach, war die nicht aus Polen? Tja, dachte ich, jetzt fragst du dich, wie viele aus meiner Familie vergast wurden.

Dabei interessierte mich das Thema brennend. Politik überhaupt. Nur konnte ich nichts anfangen mit dem kollektiven Schuldgefühl der Deutschen. Was sie wohl in polnischen Schulen lehrten?

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Denkt ein Deutscher an Italien, sieht er Pizza. Denkt ein Deutscher an Polen, sieht er das Tor von Auschwitz.

Bismarck, Hitler, Vertriebene. Brandts Kniefall in Warschau. Meine beiden Länder waren vor allem durch Schuld und Sühne verwoben. „Es gibt keine deutsche Identität ohne Auschwitz“, hat neulich unser Bundespräsident gesagt. Genau das war lange Zeit mein Problem.

Wir waren das Auschwitz in Deutschland, die Opfer im Täterland. Und wollten uns als solche lieber nicht zu erkennen geben, vierzig Jahre nach Kriegsende. In Deutschland war doch jetzt so vieles anders, was sollten wir da in alten Wunden rühren. Lieber werden wie die Deutschen. Weg mit dem Unterschied.

In den USA ist das anders. In allen größeren Städten gibt es polnische Communities, polnische Feste, polnische Läden. Und ob man samstagsabends Piroggen oder Ribs essen geht, entscheidet lediglich der Appetit, nicht die Geschichte. Es gibt sie nicht zwischen Polen und den USA, nicht so.

Ich fing an zu studieren. Ging ins Ausland. Und fing mit der Zeit an, ein kleines Spiel zu spielen. Ich tanzte zwischen den Kulturen, bediente mich mal dieser, mal jener Identität, je nachdem, wie es besser passte. Auf deutschen Formularen hatte ich keine Lust auf Nachfragen und gab gar nicht erst meine polnische Herkunft an. Um Auslandsstipendien zu bekommen, schrieb ich seitenlange Motivationsschreiben über meine polnischen Wurzeln. Es hatte schizophrene Züge.

Sollte ich am Telefon meinen Namen buchstabieren, sagte ich „Siegfried Marta Emil Cäsar Heinrich Oskar Wilhelm Siegfried Kaufmann Ida“ und ließ unkommentiert, wenn jemand mein akzentfreies Deutsch lobte.

Meine Eltern schämen sich noch heute, wenn sie merken, dass sie einen winzigen Grammatikfehler gemacht haben. Mein Vater ist mittlerweile Chefarzt. Je höher er aufsteigt, desto mehr muss er darauf achten, keine Fehler zu machen, sagt er. Meine Mutter verwechselt noch immer „der, die, das“. Sie sagt „Witzbeutel“, wenn sie Witzbold meint. Und „Tiefkultur“ statt Tiefkühltruhe.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wenn ich heute meine Eltern frage, warum sie sich so unsichtbar gemacht haben, sagt mein Vater, man schämte sich eben damals als Pole, und meine Mutter sagt, sie hatte Angst, es sonst nicht zu schaffen.

„Es ist verständlich, dass unsere Eltern so reagiert haben“, sagt Katharina Blumberg-Stankiewicz. Als Politikwissenschaftlerin promoviert sie über die unsichtbaren Polen. „Aber man sieht, wie wir als zweite Generation darauf reagieren. Wir straucheln. Und holen uns irgendwann das Polnische zurück.“

Manchmal steht, wer glaubt, sich entscheiden zu müssen, am Ende verloren da. Assimilation ist kein Ankommen, es ist ein Versteckspiel.

Der Versuch, mich zu de-assimilieren, führt mich nach Polen. Als ich beruflich zwei Monate in Warschau verbringe, fühlt es sich irgendwie schräg an. Ich bin erwachsen, schwanger, will arbeiten. Aber am liebsten würde ich mich mit meiner Oma an der Hand in der nächsten Bäckerei anstellen, für ein Mohn-Quark-Teilchen. Nur ist meine Oma mittlerweile tot.

Ich lese polnische Geschichtsbücher und polnische Lyrik, gehe in die Botschaft und will meine polnische Staatsbürgerschaft zurück. Nicht aus Prinzip. Ich will wählen gehen. Wie ich es in Deutschland seit dreizehn Jahren tue.

Als die CSU vorschlägt, wir Migranten sollten zu Hause besser deutsch reden, bringen wir unserer Tochter gerade bei, dass „spac“ und „schlafen“ das Gleiche bedeuten, dass „babcia“ und „Oma“ dieselbe Person ist.

Eine Initiative von polnischen Frauen, die sich „Zwischen den Polen“ nennt, veranstaltet eine Weihnachtsfeier. Wir essen Mandarinen und reden über unseren Heiligabend zu Hause. Über das Extragedeck für den fremden Gast, das Warten auf den ersten Stern, darüber, wie wir die große Oblate geteilt haben.

Bin ich jetzt rückwärtsgewandt? Konservativ? Oder lebe ich einfach mein eigenes Multikulti?

Deutschland, so heißt es, ist das zweitbeliebteste Einwanderungsland der Welt geworden. Die Politik hat sich ein Wortungetüm ausgedacht, um all die Angekommenen zu vereinen. Aber auch wir „Menschen mit Migrationshintergrund“

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wissen nicht, wie wir lieber genannt werden wollen. „Neue Deutsche“? „Menschen mit ausländischen Wurzeln“? „Hybride Identitäten“?

Egal, welches Label wir uns geben: Den Unterschied lässt es nicht verschwinden.

Soll es auch nicht. Ich will als Frau die gleichen Rechte wie ein Mann, das gleiche Gehalt, die gleichen Aufstiegschancen. Das heißt doch aber auch nicht, dass ich ein Mann sein will.

Ich habe heute wieder zwei Pässe - und will mich nie wieder entscheiden müssen. Ich bin weder „neue Deutsche“ noch „alte Polin“. Was bitte ist mit dem Dazwischen? Noch immer scheint ethnische Vielfalt ein Symbol für gescheiterte Integration zu sein. Wo keine homogene Masse zu sehen ist, wo man die Migranten als solche erkennt, muss etwas falsch gelaufen sein.

Die Polen als Vorbild der Integration? Hätten sich alle Migranten so „integriert“ wie wir, würden wir in Deutschland nur Schweinsbraten oder Grünkohl mit Pinkel essen und uns im Theater langweilen.

Danzig, Breslau, nochmal Warschau. Ich schreibe über polnische Obdachlose und die boomende Wirtschaft. Sehe Hipster und Hochhäuser und spreche mit Jugendlichen und denke: Die kennen den polnischen Minderwertigkeitskomplex gar nicht! Die gehen ins Ausland und sind polnisch und stolz drauf!

Mein Heimatland hat sich verändert. Wie kein anderes aus dem ehemaligen Ostblock hat es den Systemwechsel geschafft - aus eigener Kraft. 2009 war es das einzige Land in Europa, das trotz Eurokrise ein Wirtschaftswachstum zu verzeichnen hatte. Das britische Magazin Economist schrieb: Seit dem 16. Jahrhundert war Polen nicht mehr so wohlhabend, friedlich, vereint und einflussreich.

Polen wird heute bewundert, nicht belächelt.

Und wir?

Haben diese Entwicklung nur aus der Ferne beobachtet. Uns ist nun auch dieses Land ein bisschen fremd geworden.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Meine Mutter hat noch immer 50 Eier im Gepäck, jedes Mal, wenn sie in Polen war. Ein Ei ist dort mittlerweile genauso teuer wie hier.

Meine Schwester hat einen Deutschen geheiratet und heißt jetzt anders.

Mich kostet es noch immer Überwindung, polnisch über den Spielplatz zu rufen.

Sprachlich sei er irgendwie heimatlos geworden, sagt mein Vater. Er spricht jetzt seine Muttersprache mit deutschem Akzent.

Das Imperium der Lügen

Die Wahrheit abzustreiten, das hat in Russland nicht nur Tradition, sondern ist vielmehr Teil des Gesellschaftsvertrags. Auch deshalb wirkt der Westen im Ukraine Konflikt so hilflos

Von Michail Schischkin, Cicero, Oktober 2014

Als Kinder lasen wir alle das Buch „Gelsomino im Lande der Lügner“ des Italieners Gianni Rodari. Darin kommt ein Junge in ein Land, das von einer Piratenbande eingenommen worden ist, die nun alle zum Lügen zwingt. Den Katzen wird befohlen zu bellen, den Hunden zu miauen. „Brot“ muss „Tinte“ genannt werden. Es ist nur Falschgeld im Umlauf, und die Einwohner werden über die Zeitung „Der musterhafte Lügner“ über die wichtigsten Nachrichten informiert. Uns Kindern gefiel die Absurdität dieser Situation natürlich. Für die Erwachsenen lag das Geheimnis des unglaublichen Erfolgs dieses Buches allerdings darin, dass sie genau verstanden, über welches Land hier in Wirklichkeit geschrieben wurde. Orwell für Anfänger. Als die Kinder älter wurden, begriffen sie ebenfalls sehr schnell, dass sie in genau diesem Land lebten.

Die Lüge war allgegenwärtig. Die Zeitungen logen, das Fernsehen, die Lehrer. Der Staat betrog seine Bürger, die Bürger betrogen den Staat. So waren die allen verständlichen Spielregeln. Vom Kindergarten an gewöhnten wir uns daran.

Mit Plakaten überzeugte man die Bevölkerung, dass die „UdSSR – das Bollwerk des Friedens“ sei, und schickte gleichzeitig seine Panzer überallhin auf der Welt. Im Fernsehen berichtete man freudig über die Erfüllung der Fünfjahrespläne, doch die Regale in den Geschäften wurden fortwährend leerer und die Schlangen davor größer. Wir lebten in dem Land, „in dem der Sozialismus gesiegt“ hatte, in dem laut Gesetz

alles dem Volk gehörte, doch in Wirklichkeit besaß das Volk nichts. Überhaupt gehörte niemandem etwas. Wir lebten in diesem außergewöhnlichen Land voller Sklaven, in dem alle dem System gehörten. Diejenigen, die uns anführten, waren einfach die größten Sklaven. Niemand trug die Verantwortung für sein Land. Die Kolchosa-Sklaven sind enteignet worden und ihnen war es egal, ob die Ernte heranwuchs oder nicht. Die Arbeiter-Sklaven sofften, und ihre Vorgesetzten schickten gefälschte Bilanzen ans Ministerium. Die regierenden Sklaven nahmen diese verdrehten Lügen als gültige Resultate in Empfang.

Über Jahrzehnte wurden eigene und fremde Leute angeschwindelt, und man störte sich nicht daran, dass niemand dem anderen glaubte. Unter dem erlogenen „Aufruf einer Gruppe von Genossen“ fiel man in die Tschechoslowakei ein. Man log, dass man uns nach Afghanistan eingeladen habe. Es wurde geschwindelt, wenn bei Flugzeugkatastrophen Fußball- oder Hockeymannschaften starben – denn solche Katastrophen kamen ja nur dort vor, im Westen. Die ganze Welt wurde angeschwindelt, als ein südkoreanisches Flugzeug abgeschossen worden war. Chruschtschow wurde aus den offiziellen Bildern des Empfangs von Gagarin auf dem Roten Platz herausgeschnitten. Man log über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft, zu jedem Anlass, egal ob wichtig oder unwichtig.

Meine Mutter unterrichtete damals in der Schule, doch ich habe zu der Zeit natürlich noch nicht realisiert, wie schwierig die Gestaltung des Unterrichts für sie und alle Lehrer war: Sie standen vor einer unlösbaren Aufgabe – die Kinder zu lehren, die Wahrheit zu sagen, und sie gleichzeitig auf ein Leben im Land der Lügen vorzubereiten. Nach dem geschriebenen Gesetz sollte man immer die Wahrheit sagen, doch das ungeschriebene hieß: Wenn du die Wahrheit sagst, wirst du Kummer ernten.

Sie lehrten uns Lügen, an die sie selbst nicht glaubten, weil sie uns liebten und uns retten wollten. Denn in unserem Land wurde mit Worten ein tödliches Spiel getrieben. Man musste die richtigen Worte aussprechen und die falschen verschweigen. Niemand zog diese Grenze offiziell, doch jeder spürte sie in sich. Die Dissidenten verstießen gegen diese Spielregeln – aufgrund ihres selbstmörderischen Verständnisses für Gefühle der persönlichen Wertschätzung (so lautete Solschenizyns berühmter Aufruf: „Nicht nach der Lüge leben“). Auch unerschrockene junge Leute

verstießen dagegen – aus Dummheit. Die Lehrer versuchten, diese wahrheitsliebenden Jugendlichen zu retten, indem sie ihnen eine belebende Dosis Furcht einimpften. War das im Moment ein bisschen schmerzhaft, so immunisierte es doch für das ganze folgende Leben. Vielleicht hatte man uns Chemie oder Englisch nur schlecht beigebracht, doch wir erhielten eine beispielhafte Erziehung in der schwierigen Kunst des Überlebens – das eine zu sagen, aber das andere zu denken und zu tun.

Diese Lüge darf keinesfalls als Sünde bezeichnet werden – in ihr konzentrierte sich die ganze Kraft der Vitalität, die Stärke der Überlebensgeister. Jeder, der geboren wurde, fand sich in diesem geschlossenen Kreis aus Lügen wieder. Doch warum? Wie konnte es so kommen? Ich kann mich erinnern, wie mich als Jugendlicher die einfache Erklärung überrascht hat, die ich dazu im Artikel „Das Paradox der Lüge“ gelesen habe, den der verbotene Philosoph Nikolai Berdjajew 1939 im Exil über die Diktaturen von Hitler und Stalin geschrieben hatte: „Die Menschen leben in Angst, und die Lüge ist ihre Waffe zur Verteidigung.“ Die Machthaber fürchteten sich vor ihrem eigenen Volk und logen deshalb. Und die Bevölkerung machte bei dieser Lüge mit, denn sie fürchtete sich wiederum vor der Macht.

Die Machthaber und ihr Volk hatten einen Gesellschaftsvertrag miteinander geschlossen: Wir wissen, dass wir lügen und dass ihr lügt und werden weiter lügen, um zu überleben. Mit diesem contrat social sind Generationen groß geworden.

Ich weiß noch, wie wir vom Reaktorunglück in Tschernobyl erfahren haben. Ich arbeitete damals an einer Schule. In der Pause rannte ein sichtlich erregter Physiker zu uns ins Lehrerzimmer, der von einem Bekannten hinter vorgehaltener Hand über die Katastrophe unterrichtet worden war. Ihm glaubten wir sofort. Er, und nicht die Regierung, sagte, man solle die Kinder in die Häuser holen.

Die offiziellen Kanäle schwiegen noch lange, und dann berichteten sie zwar über die Ereignisse, beschwichtigten aber gleichzeitig, es bestehe überhaupt keine Gefahr. Die Bevölkerung wusste bereits, was das bedeutete: Wenn sie sagten, es gebe keine Gefahr, dann stand es nicht gut.

Ein gespaltetes Bewusstsein – das eine zu sagen und etwas anderes zu denken und zu tun – machte die Wirklichkeit einer ganzen Nation aus. Wenn sich eine Lüge

von sich selbst abschottet, wird sie fähig, eine neue Realität zu konstruieren. Diese Realität sind wir. Und alle wir Russen, die heute leben, kommen aus ihr. Sowohl Regierungsbefürworter wie auch Oppositionelle.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts fand in Russland ein Wunder statt. Die obersten Sklaven starben einer nach dem anderen, und unser Gefängnisstaat brach einfach in sich zusammen. Von Mitte der achtziger bis zu Beginn der neunziger Jahre erhielt mein Volk die einzigartige Möglichkeit, sein Leben neu aufzubauen, eigene Entscheidungen zu treffen. 1991 befreiten wir uns zwar von der Kommunistischen Partei, doch von uns selbst konnten wir uns nicht befreien. Unser gewohnter Gesellschaftsvertrag blieb auch nach dem Zerfall der UdSSR in Kraft.

Wir waren naiv. Alles erschien so einfach und offensichtlich: Unser Land ist von einer Bande von Kommunisten eingenommen worden, und wenn man die Partei verjagt, werden sich die Grenzen öffnen und uns eine Rückkehr ermöglichen in die Familie der Nationen, die nach den Gesetzen der Demokratie, der Freiheit und der Persönlichkeitsrechte leben. Die Worte klangen wie ein wunderbares Märchen über die unerreichbare Zukunft – Parlament, Republik, Verfassung, Wahlen.

Irgendwie dachten wir gar nicht daran, dass all diese Worte bei uns bereits Wirklichkeit waren – immerhin galt die Verfassung Stalins aus dem Jahr 1937 als „demokratischste Verfassung der Welt“ –, und auch an Wahlen nahmen wir regelmäßig teil. Wir vergaßen, dass alle guten Worte, wenn sie die Grenze zu unserem Heimatland überquerten, plötzlich eine ganz andere als ihre ursprüngliche Bedeutung annahmen. Demokratie – das bedeutete Chaos. Parlament – ein Ruheposten für das Ganoventum. Brot – Tinte. Wer hätte damals gedacht, dass die Kommunistische Partei zwar verschwindet, wir aber dieselben bleiben – und mit uns auch all die guten Worte: Demokratie, Parlament und Verfassung wurden einfach zu Schlagstöcken im endlosen Kampf um Macht und Geld im neuen Russland.

Es erwies sich als unmöglich, die Wächter zu verjagen, denn jeder war sich selbst ein Wachposten. Wenn der Aufruhr im Sträflingslager nicht unterdrückt werden konnte, so hörte er irgendwie von selbst auf, und er endete einfach damit, dass die Leute in ihre Baracken zurückkehrten. Schließlich musste man weiterleben. Die Ordnung stellte sich von selbst wieder her. Die gleiche Ordnung wie früher – denn

eine andere kannte dort niemand. Und wieder besetzten die Stärksten die besten Pritschen und drängten die Schwachen zum Abort.

Die kommunistische Lüge wandelte sich zu einer demokratischen. Die Leute wurden nun unter demokratischen Losungen ausgeraubt. Die Clique ehemaliger Partei- und Komsomolfunktionäre teilte alle natürlichen Ressourcen unter sich auf und beeilte sich, sie so schnell wie möglich ins Ausland zu verkaufen, um heute reich zu werden, ohne an die Zukunft des eigenen Landes zu denken. In diesem Licht sieht der unterdrückte, größte Teil der Bevölkerung heute die demokratischen Reformen der neunziger Jahre. Denn hinter der Maskerade des 21. Jahrhunderts treten die ewigen russischen Konstanten überdeutlich hervor: ein Haufen Diebe, Beamte und Oligarchen, die den Reichtum des Landes an sich gerissen haben und keine Sekunde daran denken, mit der armen, versoffenen Bevölkerung zu teilen. Das Geld für die bald ausverkauften Bodenschätze fließt in den Westen und wird nicht in russische Straßen, Krankenhäuser oder Schulen investiert. Staatliche Mittel, die für soziale Zwecke zur Verfügung gestellt werden, kommen größtenteils nie an ihrem Bestimmungsort an, sondern verschwinden in den Taschen der Beamten.

Die Fingerabdrücke aus Lügen bleiben dieselben. So wie in der UdSSR schwindelt auch die russische Propaganda eine andere Realität vor. Die Automobilindustrie ist zusammengebrochen, die Flugzeugherstellung ebenfalls; Raketen werden zwar noch abgeschossen, doch sie stürzen regelmäßig ab; die Hälfte aller Nahrungsmittel wird importiert, Haushaltsgeräte kommen zu beinahe 100 Prozent aus dem Ausland. Das Land produziert praktisch nichts mehr, der Staatshaushalt gründet allein auf dem Verkauf von Öl und Gas, doch das Fernsehen erklärt der Bevölkerung, „Russland erhebe sich von den Knien“.

Putin begann seine Regentschaft sogleich mit Lügen. Als er den zweiten Tschetschenienkrieg vom Zaun brach, erklärte er gleichzeitig den Massenmedien den Krieg. Lügen umhüllten den Untergang des U-Bootes Kursk, Explosionen in Moskauer Wohnhäusern, die Tragödie in Beslan, die Geiselnahme und deren tödlichen Ausgang im Musicaltheater Nord-Ost.

Gleichzeitig mit der Zunahme der Lügen steigt die Popularität des Staatsführers. Lügen gibt es nur dort, wo man nach der Wahrheit sucht. Doch da, wo man nicht

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

sucht, da gibt es auch keine Lügen. Allein nach der Wahrheit zu suchen, wird ungemütlich.

In Tolstois Roman „Anna Karenina“ fragt Levin einen Bauern: „Michajlitsch, was hältst du vom Krieg? Was findest du? Sollen wir für die Christen kämpfen?“ Die Antwort: „Was soll man da denken? Zar Alexander Nikolajewitsch denkt doch für uns, das hat er immer gemacht. Er kennt sich da besser aus.“

Dem Großteil der Russen erging es schlecht in der marktwirtschaftlichen Pseudodemokratie. Das sich satt gegessene Land wurde von Sehnsucht ergriffen. Generation für Generation hat man den Menschen alles weggenommen und ihnen zur Kompensation das stolze Gefühl vermittelt, Bürger eines riesigen, ruhmreichen Imperiums zu sein. Für sie wurde gedacht, für sie wurde entschieden, sie wurden geleitet. Eine solche Leere empfindet wohl ein aus dem Armeedienst entlassener Berufssoldat. Plötzlich muss man Verantwortung für sein eigenes Leben übernehmen, den eigenen Weg finden, selbst denken. Die Menschen vermissten die Eindeutigkeit, die Ordnung, die Obrigkeit. Die russische Schwermut. Sehnsucht nach einem eindeutigen Weltbild. Nach der Unterteilung in eigen und fremd. Nach einem weisen väterlichen Anführer. Nach einem großen Sieg. Nach der Größe des Heimatlands. Die Propaganda keimt auf diesem gut vorbereiteten Boden.

Die Fernsehbilder der Leiche Gaddafis waren für diejenigen, die mein Land in Geiselhaft genommen haben, ein Wink aus den Weiten des Weltalls. Hunderttausende Menschen, die sich mit den gefälschten Wahlen 2011 nicht abfinden wollten und sich auf den Plätzen Moskaus versammelten, zwangen den selbst ernannten Herrscher im Kreml zum Nachdenken. Der Sieg des Maidan und die würdelose Flucht von Wiktor Janukowitsch riefen Panik hervor und forderten sofortiges Handeln. Denn wenn die Ukrainer ihre Bande verjagen konnten, so könnte dies dem Brudervolk zweifellos als Beispiel dienen.

Als Erstes zog das Fernsehen in den Krieg. Das Medium zur MasseninFORMATION wandelte sich in eine Massenvernichtungswaffe. Die Lüge ist die Verteidigungswaffe eines Regimes vor seinem Volk. Nun wurde ein von allen Diktaturen erprobtes Mittel herangezogen – ein äußerer Feind. Vor unseren Augen wandelten sich die Ukrainer zu „Ukrofaschisten“. So wurden die visionären Worte Churchills Wirklichkeit: „The

fascists of the future will be called anti-fascists.“ Wieder wurden die Russen in einen Krieg gegen den Faschismus gerufen.

Zum x-ten Mal in der Geschichte beruft sich ein Diktator zur Sicherung seiner Macht auf den Patriotismus. Von den Fernsehbildschirmen hallt es nun hysterisch: „mächtiges Russland“, „wir erheben uns von den Knien“, „die Rückkehr der russischen Länder“, „die Verteidigung der russischen Sprache“, „das Sammeln der russischen Erde“, „wir retten die Welt vor dem Faschismus“. Und natürlich schreitet unser Führer ganz an der Spitze voran: Putin im Panzer, Putin im U-Boot, Putin im Flugzeug.

Abermals wird die Geschichte umgeschrieben, man lässt ihr nur noch kriegerische Siege und erkämpften Ruhm und unterstreicht die Losung des stalinistischen Gelehrten Michail Pokrowski: „Geschichte ist Politik, die sich der Vergangenheit zuwendet“ – und bei dieser Gelegenheit auch die Losung des totalitären Regimes in Orwells „1984“: „Wer die Gegenwart beherrscht, beherrscht auch die Vergangenheit, und wer die Vergangenheit beherrscht, der wird auch in Zukunft herrschen.“ In die Schulbücher wurde bereits ein Kapitel über die ruhmreiche Rückkehr der Krim eingefügt. Das folgende Kapitel muss noch geschrieben werden: Kiew kriecht wie ein verlorener Sohn in die offenen Arme der russischen Welt.

Der Krieg mit der Ukraine passt vollständig in jenes Korsett aus Lügen, das ganzen Generationen vertraut ist. „Auf der Krim gibt es keine russischen Soldaten“, heißt es unverfroren. Den eigenen Leuten ist alles klar; der Gesellschaftsvertrag der Lüge behält seine Gültigkeit. Dann wird das Offensichtliche mit selbstzufriedenem Lächeln bestätigt: „Auf der Krim waren russische Truppen.“ Im Westen wundert man sich, wie man sein eigenes Volk so schamlos belügen kann. Doch die Bevölkerung nimmt das nicht als Lüge wahr. Krieg ist Krieg, wir verstehen doch alles, es geht darum, den Feind zu täuschen. Das ist kein Laster, sondern eine Tugend.

„In der Ukraine kämpfen keine russischen Soldaten.“ – „In der Ukraine gibt es keine russischen Panzer.“ – „Die Boeing wurde von Ukrainern abgeschossen.“

Das alles gab es schon oft, auch dass man über Leichen geht. Das sowjetische Radio übertrug einst folgende in Umlauf gebrachte Lüge: „Tass, die russische

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Nachrichtenagentur, teilt mit, dass sich kein sowjetischer Soldat auf dem Territorium Koreas befindet!“ So gab es auch keine sowjetischen Soldaten in Ägypten, in Algerien, im Jemen, in Syrien, in Angola, in Mosambik, in Äthiopien, in Kambodscha, in Bangladesch oder in Laos. Wenn sie das Glück hatten, am Leben geblieben zu sein und dann nach Hause kamen, wurde ihnen angeordnet: kein Wort! Die Heimat verleugnete sie – erst in den neunziger Jahren erkannte man sie an und subsumierte sie als Teilnehmer kriegerischer Handlungen unter den Gesetzesparagrafen „Über die Veteranen“. In diesem Gesetz ist eine Aufzählung der „unsichtbaren Kriege“ aufgeführt, in denen unsere Soldaten und Offiziere gekämpft haben, deren Teilnahme jedoch kategorisch und grimmig von unseren Regierungen verneint wurde. Die zukünftigen Gesetzgeber werden auch die Ukraine in diese Liste aufnehmen müssen.

Ich erinnere mich, dass der Mutter eines meiner Klassenkameraden, der in Afghanistan gefallen war, verboten wurde, auf dem Grabstein den Ort seines Todes anzugeben. Heute, wenn die „Fracht 200“ aus der Ukraine nach Russland kommt, wird den Angehörigen der in der Ukraine Gefallenen auch nicht erlaubt, ihre Geliebten öffentlich beizusetzen. Wieder werden in meiner Heimat Begräbnisse im Verborgenen durchgeführt.

Niemand glaubt an die massenweisen Infarkte und Gehirnschläge, die jene Soldaten aus einer Ecke bei Rostow getroffen haben sollen, als sie im Urlaub waren – alle verstehen alles. Und niemand verletzt den contrat social der Lüge. Der Vater eines Fallschirmjägers, der ohne Beine aus der Ukraine nach Russland zurückgekommen ist, hat auf Facebook geschrieben: „Mein Sohn ist Soldat, er hat seine Befehle ausgeführt, deshalb hat er, was auch immer mit ihm geschieht, richtig gehandelt, und ich bin stolz auf ihn.“

Wenn Putin seinem eigenen Land ins Gesicht schwindelt, wissen alle, dass er lügt, und er selbst weiß, dass es alle wissen. Doch seine Wählerschaft ist mit seinen Lügengeschichten einverstanden.

Wenn Putin den westlichen Politikern unverfroren ins Gesicht lügt, schaut er mit offensichtlichem Interesse und nicht ohne Spaß auf ihre Reaktionen, sonnt sich in ihrer Fassungslosigkeit und Hilflosigkeit. Zu solchen Lügen sind sie nicht bereit. Die westlichen Politiker schwindeln anders, im demokratischen Europa herrscht ein

anderer Algorithmus der Lüge. So können sie beispielsweise nicht ihre Soldaten zum Sterben schicken und sich gleichzeitig von ihnen lossagen wie in Russland. Das würde ihre Wählerschaft niemals verstehen und verzeihen.

Wird Europa diesem Tsunami der Lügen etwas entgegensetzen können, oder wird es den Putinischen Gesellschaftsvertrag akzeptieren?

Man muss die Ukrofaschisten zerschlagen. In der Ukraine gibt es keine russischen Panzer. Brot – ist Tinte.

Übersetzung: Vera Patoka-Meyer

Von einer, die auszog, das Sterben zu lernen

Was tun, wenn einem vor der Haustür der Tod begegnet? Unsere Autorin ließ sich zur Sterbebegleiterin ausbilden. Es wurde das beste Jahr ihres Lebens

Von Ilka Piegras, ZEITmagazin, 27.08.2015

Diese Geschichte beginnt am 16. Mai 2012, einem prächtigen Frühlingstag, dem Tag vor Himmelfahrt. Ich war zu Hause, als es plötzlich an der Tür klingelte, einmal, zweimal, Sturm. Normalerweise passiert nicht viel in unserer ruhigen Wohngegend im Südwesten Berlins. Jetzt hielt jemand die Klingel gedrückt, ein schriller Dauerton, der nichts Gutes verhiess.

Am Gartentor stand Lea, die Sechzehnjährige von nebenan. Das Handy am Ohr, sprang sie auf der Straße herum wie ein verwundetes Tier. Während sie zusammenhangslos ins Telefon schrie, winkte sie mich hinüber ins Haus und ins Wohnzimmer hinein. Dort lag ihr Vater merkwürdig verzerrt auf der Couch, Holger, halb verhüllt von einer verrutschten Woldecke. Sein Gesicht hatte eine blaugraue Farbe, wie von einem enormen Bluterguss. »Kümmer dich um den Kleinen!«, rief Lea, und meine Aufgabe für die nächsten Stunden war klar: Leas vierjährigen Bruder abschirmen. Er sollte nicht sehen, wie Rettungssanitäter seinem Vater das Hemd aufrissen und den Brustkorb massierten, wie sie über einen Schlauch Sauerstoff in seine Lunge pressten und schließlich versuchten, ihn mit Stromstößen zurückzuholen. Alles wird gut, sprach ich auf den Jungen ein, bald ist der Papi wieder gesund. Das Gerede fiel mir leicht, ich glaubte selbst daran. Wir spielten Zirkus, als der Ambulanzwagen vorfuhr, und hüpfen auf dem Trampolin, als die Rettungssanitäter

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Sauerstoffflaschen ins Haus schleppten. Irgendwann kam ein Sanitäter aus dem Haus und rauchte, an den Wagen gelehnt, eine Zigarette. Er wirkte müde und bedrückt.

Jemand zog mich beiseite, Holger habe es leider nicht geschafft. Nicht geschafft? Es dauerte einen Moment, bis ich begriff, dann wurden mir die Knie weich. Holger, ein Mann von Anfang fünfzig, so alt wie mein eigener Mann, lebte nicht mehr? Holger, der mir eben noch – das Basecap auf dem Kopf und eine Zigarette im Mundwinkel – nachbarschaftlich über die Hecke zugewinkt hatte: Hey, alles cool bei dir?

Herzversagen, hieß es später. Als abends der Leichenwagen vor unserem Haus hielt und ein Aluminiumsarg rübergetragen wurde, sickerte die Erkenntnis langsam in mein Bewusstsein. Am nächsten Tag flog ich nach Athen, die Reise war lange geplant. Ich lief im Regen über die Akropolis, und von überall kam mir Holgers blaugraues Gesicht entgegen: Aus den Ruinen und den Vitrinen des Museums schien es plötzlich heraus, auf den Straßen und im Restaurant blickte es mich an. Ich wurde es nicht mehr los, auch später in Berlin nicht. Noch heute, drei Jahre später, holt es mich gelegentlich ein.

Als Holger starb, war ich 47. Bis dahin stellte ich mir unter Sterben nicht viel vor, es war ein abstrakter Begriff. Eins von diesen unangenehmen Themen für später, wenn man alt ist. Etwas, das weit weg in Syrien geschah oder abgeschirmt von der Öffentlichkeit auf den Intensivstationen der Krankenhäuser. Auch meine Großeltern hatte ich nicht tot gesehen. »Tu dir das nicht an«, hieß es in der Familie, als es um den letzten Besuch bei der sterbenden Großmutter im Pflegeheim ging, »bewahr dir das Bild von ihr aus besseren Tagen.« Ich habe mich vor ihrem letzten Anblick gedrückt.

Früher, als die Kirchen den Prozess des Sterbens gestalteten und dem Tod einen Sinn gaben, wurden Menschen von ihren Familien bis in den Tod begleitet. Es gehörte zu den Pflichten eines Christen, sich der Sterbenden anzunehmen. Man kannte tröstende Gebete und forschte nach ungebeichteten Vergehen. Die Fortschritte der Intensivmedizin haben die Dauer des Sterbens dramatisch verlängert und den Tod als Ereignis beinahe abgeschafft – und damit auch das Wissen um die Tradition. Heute beschäftigen sich Fachkräfte mit dem Sterben, und weil die Menschen immer älter werden und weit entfernt von ihren Kindern leben, geschieht es gewöhnlich in

Pflegeheimen oder Kliniken. Dabei wollen die meisten zu Hause sterben. Aber in den Familien weiß kaum noch einer, wie das geht.

Nach Holgers jähem Tod wird mir etwas bewusst: Ich brauche Klarheit über das Sterben. Sonst werde ich das Erlebnis nicht los. Ein zweites Mal will ich dem Tod nicht unvorbereitet begegnen. Aber wie kann man Sterben lernen, ohne selbst betroffen zu sein? Gewöhnlich nähere ich mich schwierigen Themen, indem ich die Literatur befrage. Auch nach Holgers Tod häufe ich Bücher und Aufsätze an: Besser leben mit dem Tod oder Sterben für Anfänger . Und doch: Ich finde nicht hinein. Die Bücher langweilen mich, nichts davon hat mit mir zu tun, der Tod bleibt Buchstabengewimmel, bedrohlich, aber abstrakt.

»Der erste Tote bedeutet für jeden Menschen einen gewaltigen Einschnitt«, sagt die Therapeutin, zu der ich ein halbes Jahr nach Holgers Herzversagen gehe. Ich bin dünnhäutig geworden, überreizt und empfindlich. Schlafe schlecht und werde scheinbar grundlos von Angst überfallen. Längst geht es nicht mehr um den Schock der Sterblichkeit – sondern um die Furcht vor dem Verlust. Vielleicht wird morgen mein eigener Mann blau angelaufen auf dem Sofa liegen. Vielleicht geht alles noch vierzig Jahre gut – aber irgendwann ist es so weit. Unausweichlich. Doch wie soll ich weiterleben mit diesem Wissen, dass jede Sekunde alles zu Ende sein kann?

»Stellen Sie sich vor, es klingelt. In der Tür steht ein Polizist. Er eröffnet Ihnen, Ihr Mann sei bei einem Unfall ums Leben gekommen. Was tun Sie?« Schritt für Schritt lotst mich die Therapeutin durch die quälende Szenerie. Mit geschlossenen Augen spiele ich das, was ich am meisten fürchte, gedanklich durch – von der Reaktion auf die Todesnachricht über den ersten Anruf bis zu jenem Musikstück, das mir Trost bringt. Ich reflektiere die Art, wie ich Abschied nehmen und die Trauerfeier gestalten würde. Nachdem ich mir das Unvorstellbare vorgestellt habe, weiß ich, es ist zu überstehen. Es gibt ein Leben nach dem Tod eines geliebten Menschen, so schmerzvoll es auch sein wird. Am Ende der Sitzung bin ich verheult und erschöpft – und sehr befreit.

Ein Jahr später bewerbe ich mich im Berliner Lazarus-Hospiz für eine Ausbildung zur ehrenamtlichen Sterbebegleiterin. Unter Sterbebegleitung versteht man die Unterstützung todkranker Menschen zu Hause oder im Hospiz. Im Gespräch

mit der Therapeutin habe ich mich meiner Verlustangst gestellt, nun will ich mich der Angst vor dem Sterben stellen. Ich möchte dem Tod so nahe kommen, dass er den Schrecken verliert. Ihm Wissen und Erfahrung entgegensetzen. Wo könnte ich das besser lernen als im Hospiz? Zunächst hatte ich das Gespräch mit alten Menschen gesucht. Aber es ist schwierig, jemanden zu fragen: Wie fühlt sich das an, wenn das Ende nah ist? Nicht einmal mit meinen Eltern, die immer gebrechlicher werden, kann ich übers Sterben sprechen. Es fällt mir schwer, ihren Tod nur in Erwägung zu ziehen. Doch wenn es so weit ist, will ich Erfahrung haben und ihnen eine Hilfe sein. Als Sterbebegleiterin möchte ich herausfinden, wie das Leben ausgeht. Ich will dem Tod begegnen – vielleicht sogar etwas entdecken, das mich mit den dramatischen Ereignissen in Holgers Haus versöhnt. Seine Familie ist inzwischen weggezogen, hinein ins geschäftige Leben der Innenstadt. Lea, schlagartig erwachsen geworden, studiert fern von Berlin, der Kleine ist ein Schulkind, wach und fröhlich. Sie haben es offenbar überstanden.

Sterbebegleiter gehen mit anderen durch die letzte Lebensphase – die Zeit von Abschied und Bilanz. Handlungsanweisungen gibt es nicht, außer: hingehen, zuhören, reagieren. Manchmal muss die Speisekammer aufgefüllt oder das Handyguthaben aufgeladen werden, solche Dinge. Manchmal bietet der Sterbebegleiter auch bloß ein bisschen Ablenkung zwischen Fernsehen und Abendessen. Oder er erfüllt letzte Wünsche: einmal noch den Ku'damm rauf und runter fahren oder den Bruder besuchen, um sich zu versöhnen. Oft können Sterbende kaum artikulieren, was ihnen guttut oder was sie bedrückt. Die gleiche Frequenz suchen und eintauchen in ihre Welt – das lernt man in der Ausbildung.

Auch dafür gibt es keine Richtlinien: Alle 1500 ambulanten Hospizdienste Deutschlands bereiten ihre Ehrenamtlichen so vor, wie sie es für richtig halten. Die meisten Kurse folgen dem sogenannten Celler Modell. Das ist ein christlicher Ansatz, die verloren gegangene Ars Moriendi, die Kunst des Sterbens, wiederaufleben zu lassen. Beim Lazarus-Hospizdienst (Lazarus hieß der Tote im Neuen Testament, der von Jesus unversehrt aus dem Grab gerufen wurde) orientiert man sich am säkularen Berlin: Der Kurs ist weltanschaulich offen und keiner Religion verpflichtet. Statt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kreuzen hängen Energiebilder in den Räumen des Hospizdienstes, deren Farben und Formen sich positiv aufs Gemüt des Betrachters auswirken sollen.

Unter einem dieser Bilder sitze ich erstmals an einem stürmischen Tag im März 2014. Draußen fegt ein starker Wind morsche Äste aus den Bäumen. Drinnen bilden elf Menschen einen Stuhlkreis. Die Gruppe ist so heterogen wie ihre Stadt – eine buddhistische Nonne, eine vegan lebende Studentin, eine deutsche Jüdin, eine katholische Sozialpädagogin aus Polen, eine protestantische Eventmanagerin und ein muslimischer Laborassistent im Alter von 25 bis 55 sind hier unter anderem versammelt. Ein Stein geht von Hand zu Hand, wer ihn hält, erzählt, wie er sich gerade fühlt. Mit einer solchen Befindlichkeitsrunde wird jedes Wochenendseminar eröffnet und beendet. Auch eine Kleenex-Box kreist – manche Übung berührt einen wunden Punkt. Nach und nach füllen Erzählungen über verlorene oder ungeborene Kinder, traumatische Trennungen, schwere Krankheiten und trostlose Familienverhältnisse den Raum. Das Gruppenerlebnis ist intensiv, nicht jedem liegt das. Drei Teilnehmer brechen den Kurs im Lauf der Monate ab.

Eine Menge Rollenspiele gehören zum Programm und Filme, in denen es um Sterben, Tod und Trauer geht. Ziel ist es, eine Ahnung davon zu bekommen, welche Prozesse Sterbende durchlaufen. Wie sie sich fühlen. Einmal schweigen wir einen ganzen Nachmittag lang und verständigen uns nur mit Blicken und Gesten. Wir lernen die Welt aus fremden Blickwinkeln kennen – etwa aus einem Rollstuhl. Wie unterschiedlich Intimität definiert wird, zeigt eine Übung, in der wir Körperzonen farbig markieren, an denen wir uns von fremden Menschen auf keinen Fall berühren lassen wollen. Es entstehen ungleiche Farbmuster. Solche Sichtweisen nicht zu bewerten, sie einfach stehen zu lassen, gehört zu den zentralen Lektionen der Hospizarbeit. Hier lernt man Altruismus wie woanders Stricken oder Russisch. Es ist eine Schule der Vorurteilslosigkeit.

Auf den langen S-Bahn-Fahrten nach Hause tippe ich nach den Workshops hektisch Nachrichten in mein Handy und schicke sie an mich selbst – bloß nichts vergessen. Die Welt erscheint in neuen Farben, wenn man lernt, sich zurückzunehmen und nicht alles auf sich zu beziehen. So gesehen ist es eher ein Kurs übers Leben als übers Sterben. Ich hatte mit Frontalunterricht gerechnet: Flipcharts, Referate über den

Tod. Aber ich muss mein Inneres nach außen kehren, bevor man mich in ein Sterbezimmer lässt. Warum? Was hat diese Selbstanalyse mit Sterbebegleitung zu tun? Die Kursleiterin Lydia Röder sagt: »Sterbende brauchen ein stabiles Gegenüber. Wer psychisch mit sich im Einklang ist, kann ihnen unbefangen und frei begegnen. Am Lebensende spüren Menschen Ängste und Befürchtungen des anderen schnell. Und sie spüren, ob du echt bist.«

Röder ist die Mentorin der etwa siebzig Lazarus-Sterbebegleiter. Seit fünfzehn Jahren leitet sie den Ambulanten Hospizdienst, bildet aus und koordiniert die Einsätze. Zur Sterbebegleitung kam sie als Krankenschwester über die Sitzwachen bei Aids-Patienten. Zart gebaut und oft in warme Farben wie Ocker und Orange gekleidet, strahlt die 47-Jährige Ruhe aus. Ihre Stimme ist heiser, ihr Ton mitunter schroff. Einfühlsam und direkt, verkörpert Röder das Wesentliche der Sterbebegleitung: Unerschrockenheit.

Im Frühsommer dann erste Praxiseinsätze. Jährlich gehen beim Lazarus-Hospiz an die 150 Anfragen von Pflegediensten, Krankenhäusern und Angehörigen ein. Manchmal kommen fünf an einem Tag, manchmal kommt wochenlang keine. Wir schwärmen aus an unterschiedliche Orte: ein Pflegeheim im Wedding, eine Wohnung in Berlin-Mitte oder ein Krankenzimmer im Hospiz. Jetzt hat das Sterben einen Namen, notiert auf einem Formblatt über rudimentären Informationen: Adresse, Geburtsjahr, manchmal die tödliche Krankheit. Bin ich vorbereitet für die Begegnung mit dem Tod?

Am Pfingstmontag gehe ich zum ersten Mal ins Hospiz. Nach dem Sozialgesetz steht jedem unheilbar Kranken dort ein Platz zu – sofern die Erkrankung fortschreitet, eine Heilung ausgeschlossen ist und die Lebenserwartung nur noch Wochen beträgt. Doch ein freier Platz ist ein Glücksfall, denn es herrscht Bettenmangel. Obwohl die Zahl der Hospize seit Ende der Neunziger bundesweit wächst, kommen insgesamt bloß 2140 Betten auf 82 Millionen Einwohner. Von allen Bundesländern ist Berlin mit elf Hospizen am besten ausgestattet; Bayern, wo die Familientraditionen am stärksten sind, hat die wenigsten Plätze. Jedes Hospiz führt eine Warteliste, ein freier Platz wird an den vergeben, der ihn am dringendsten braucht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im Lazarus-Hospiz gibt es 16 Pflegeplätze. Wie alle Hospize steht es unter pflegerischer, nicht unter ärztlicher Leitung. Darin ähneln sie den von Hebammen geleiteten Geburtshäusern. Aber über den Lebensanfang wissen wir sehr viel, das Ende scheuen wir.

Als ich das Zimmer betrete, liegt Magda Hesse im Bett und schaut aus dem Fenster. Eigentlich heißt Magda Hesse anders, die Namen der Verstorbenen und ihrer Angehörigen wurden in diesem Text geändert, um ihre Privatsphäre zu schützen. Frau Hesse ist 81 Jahre alt und hat Lungenkrebs, so steht es in ihrer Krankenakte. Über ihrem abgemagerten Körper spannt sich die Haut, die Füße sind angeschwollen, voller blauer Flecke. Die wenigen Haare, die sie noch auf dem Kopf hat, stehen in alle Richtungen ab und haben eine schöne dunkelbraune Farbe. Ihre Augen strahlen.

Draußen reckt sich der Fernsehturm glänzend in die Junisonne. Das Zimmer wirkt wie ein normales Krankenzimmer: Bett, Schrank und Sessel, kleiner Esstisch, nichts Persönliches – bis auf das gerahmte Foto von einem englischen Bobby, das auf dem Nachttisch steht. »Mein Mann«, sagt Magda Hesse. »Ist 2000 gestorben.«

Die Unterhaltung stockt, also stelle ich Fragen: »Wie viele Jahre haben Sie in England gelebt? Welcher Ihrer beiden Söhne hat die drei Töchter – der, der in Liverpool geblieben ist, oder der, der mit Ihnen nach Berlin kam?« Diese Art Kreuzverhör ist so ziemlich das Gegenteil dessen, was im Kurs gelehrt wird. Dort heißt es: »Aufnehmen, was da ist. Darauf eingehen, damit arbeiten.« Aber irgendwie muss das Gespräch doch Fahrt aufnehmen. Ich bin nervös.

Frau Hesse wird täglich von ihrem Sohn besucht, sonst kommt niemand. Seit einem Sturz kann sie nur noch mühsam laufen, lesen mag sie nicht mehr. Bleibt nur der Fernseher und mal ein Rollstuhl-Ausflug auf die Dachterrasse des Hospizes.

»Wie wäre es, wenn ich uns Eis hole?«

»Warum nicht.«

Wenig später essen wir wortlos Erdbeereis, nur das Kratzen der Löffel in den Bechern ist zu hören. Hat sie Wünsche?

»Zigaretten«, sagt Magda Hesse und macht eine kurze Pause. »Ist doch egal, ob ich rauche oder nicht, ich sterbe ja sowieso.«

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Bei meinem nächsten Besuch stecke ich ihr eine Marlboro zwischen die Lippen. Dass sie im Bett rauchen darf, gehört zu den Annehmlichkeiten eines Hospizes. Hier ist alles weniger festgelegt als im Krankenhaus. Hier macht der Patient die Regeln. Hier geht es nicht darum, das Leben zu verlängern, sondern die Qualität des verbleibenden Lebens zu steigern. Deshalb wird in Hospizen anders gestorben: wissender, besser vorbereitet. Wer ins Hospiz zieht, weiß: Hier gibt es keine Hightech-Medizin, nicht einmal weiße Kittel. Manche leben noch einmal auf und sortieren im Rückblick ihre Biografie. Dann stirbt es sich leichter.

Ich gebe Frau Hesse Feuer, sie saugt an der Zigarette. Beim zweiten Zug schafft sie es kaum, den Filter zwischen die Lippen zu stecken, so zittrig ist sie. Beim dritten Zug führe ich ihr die Hand und schlage dann vor, die Zigarette auszudrücken. »Muss ja nicht sein«, stimmt sie zu. Sie wirkt erleichtert – vielleicht, weil der Gedanke ans Rauchen schöner war als das Rauchen selbst.

»Wie geht's Ihnen heute?«

»Beschissen.«

Ich habe mir Sterbebegleitung anders vorgestellt. Poetischer und ein bisschen intellektueller. Als großartige Möglichkeit, von der Weisheit und Erfahrung zu profitieren, die Menschen im Laufe ihres Lebens und im Schatten des Todes ansammeln. Etwa so, wie man es bei Mitch Albom in Dienstags bei Morrie liest. Albom erzählt, wie er in Gesprächen am Sterbebett seines ehemaligen Lehrers lernt, das Leben neu zu betrachten und zu verstehen. Doch anstatt solcher Kleiner-Prinz-Weisheiten lerne ich an diesem Nachmittag etwas Besseres: den eigenen Turbo-Lebensrhythmus der langsamen Gangart eines verlöschenden Menschen unterzuordnen. Dann verschwinden Raum und Zeit, die Welt entfernt sich kolossal, und ich trete so stark mit mir selbst in Verbindung wie sonst nie. In den Stunden bei Magda Hesse entferne ich mich vom Rest der Welt so weit, als wäre ich auf einem Tiefseetauchgang. Im Hospiz bin ich gezwungen, mich komplett auf mich selbst zu verlassen, auf Intuition und Instinkt. Kein akademischer Grad, kein beruflicher Erfolg ist hier von Bedeutung, weder Status noch Reputation. Es geht um das Leben, um seine Schwere und Schönheit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Magda Hesses Beine zittern plötzlich wie im Trommelwirbel. Ich lege meine Hand auf ihren Oberschenkel, bis das Zittern aufhört, und frage sie nach ihrem Lieblingsbuch. Als ich ein paar Tage später mit einem Exemplar von Jane Eyre wiederkomme, sitzt Frau Hesse aufrecht im Sessel am Tisch. Der Fernseher läuft. Zum ersten Mal sehe ich sie nicht im Nachthemd, sondern in einem fliederfarbenen Strickpullover, den sie verkehrt herum anhat. In der leuchtenden Farbe wirkt Magda Hesse vital, aber das täuscht. Sie klagt, es gehe ihr schlecht. Immer wieder fallen ihr die sonst so lebhaften Augen zu.

»Ich bin müde vom Nichtstun, Tag und Nacht sind eins.«

»Sie wirken bedrückt. Was ist los?«

Sie sorgt sich um ihren Sohn, mit dem sie bis zuletzt zusammenlebte. Er ist Rentner, Anfang sechzig, alleinstehend. Alt genug, um für sich zu sorgen, doch Magda Hesse ist sicher: »Allein kommt er nicht zurecht. Der weiß nicht mal, wie man die Waschmaschine bedient«.

Dann ruckelt sie unruhig im Stuhl und stöhnt. Ich massiere ihre Schultern, »da stecken all die Sorgen drin, ja?«. Hesse senkt den Kopf, genießt die Berührung und sitzt jetzt ruhig.

Zu Hause stelle ich Jane Eyre zurück ins Regal. Mit Romanen lässt sich die Einsamkeit am Ende des Lebens nicht vertreiben – und Sterben bedeutet absolute Einsamkeit. »Der Tod ist schließlich nichts anderes als die Mitteilung des Universums an das Individuum, nicht geliebt zu werden. Die Mitteilung, nicht gebraucht zu werden, dieser Welt egal zu sein«, hat der Schriftsteller Wolfgang Herrndorf in seinem großartigen, als Buch erschienenen Blog Arbeit und Struktur notiert. Es ist eine Chronik von der Krebsdiagnose bis zum Ende. Herrndorf war knapp fünfzig, als ihn ein besonders heimtückischer Hirntumor überfiel. Dreieinhalb Jahre hat er mit dem Krebs überlebt und so unsentimental darüber geschrieben wie kein anderer: »Ein großer Spaß, dieses Sterben. Nur das Warten nervt.« Er spricht im gleichen herben Ton vom Sterben wie vom Leben.

Im Juli, einen Monat nachdem wir uns kennengelernt haben, verletzt sich Magda Hesse bei einem weiteren Sturz die Schulter. Jetzt bekommt sie starke Schmerzmittel

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

und dämmert vor sich hin. Sie hat aufgehört zu sprechen und zieht sich in sich selbst zurück. Als ich ins Zimmer trete, sitzt sie teilnahmslos auf ihrem Stuhl, im Fernsehen läuft Bei Anruf Liebe, ohne Ton. Ich nehme ihre Hand, sie zieht sie zurück. Der Tag ist heiß und schwül, über dreißig Grad. Ich führe eine Schnabeltasse an Magda Hesses Mund, sie nimmt einen winzigen Schluck Wasser, dann noch einen, ganz langsam immer mehr. Als ich die Tasse absetze, gibt sie mir durch ein Zucken im Arm zu verstehen, dass sie mehr möchte. Nach einer halben Stunde hat sie ein Viertel der Tasse ausgetrunken. So viel Zeit für so wenig Flüssigkeit – unmöglich für einen Pfleger, sich diese Zeit zu nehmen, wenn er in einer Schicht 16 Menschen zu versorgen hat.

Drei Tage später ist Magda Hesse dem Tod sehr nah. Sie liegt im Bett, die Augen geschlossen. Bei jedem Atemzug reißt sie ihren Kopf so heftig nach hinten, als hielte sie jemand gewaltsam unter Wasser gedrückt, und sie käme nur mit letzter Kraft an die Oberfläche. Ihr Atmen wird von einem rasselnden Geräusch begleitet – das Todesrasseln der letzten Stunden. Durch die Bettdecke treten die Beckenknochen ihres abgemagerten Körpers hervor. Gelegentlich fährt ihr linker Arm durch die Luft, als wisse sie nicht mehr, wohin damit. Die Füße sind bläulich verfärbt, das Blut transportiert nicht mehr genug Sauerstoff. Der Mensch stirbt nicht auf einen Schlag, sondern die Organe stellen nach und nach die Arbeit ein, zuallererst das Gehirn. Allmählich bricht die Koordination des Körpers zusammen. Als ich ihre Hand nehme, reagiert Magda Hesse nicht.

Nach der Sitzwache verlasse ich das Hospiz in einem eigenartigen Zustand von Schwerelosigkeit – als sei die Lebensenergie, die der Sterbenden entwichen ist, auf mich übergegangen. Einmal hat eine sehr erfahrene Sterbebegleiterin im Kurs von der Magie des eintretenden Todes erzählt. Nur in Ausnahmefällen ist man als Begleiter tatsächlich dabei, wenn der Tod kommt. »Genießt den Augenblick, werdet nicht sofort aktiv, sondern kostet den Moment aus«, hat sie gesagt. Damals fand ich den Satz geschmacklos und befremdlich: aus dem Tod eines Menschen Nutzen ziehen! Ist es nicht unappetitlich, in fremden Sterbezimmern herumzusitzen, um das eigene Wohlbefinden zu steigern? Geht es bei Sterbebegleitung nicht vorrangig um Hilfe und Aufopferung? Inzwischen weiß ich: Von der Sterbebegleitung profitieren beide Seiten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Und das ist nicht verwerflich. Ich treffe Magda Hesse nicht als Ärztin, Pflegerin oder Psychologin, sondern als Ebenbürtige in einem Raum ohne Hierarchie. Wir begegnen einander in einer Extremsituation, und unser Verhältnis ist von einer Ursprünglichkeit geprägt, die sonst unter Fremden nicht vorkommt. Wir könnten Mutter und Tochter sein – ohne dass ich ihr mit dem Pflichtgefühl und dem Schmerz einer Tochter gegenüberetrete und sie mir mit der Erwartungshaltung einer Mutter. Wir sind frei.

Ein paar Stunden nachdem ich Magda Hesse verlassen habe, kommt der Anruf: Sie ist eben verstorben. Nur zwei Monate habe ich sie gekannt, aber in außergewöhnlicher Nähe und Verbundenheit. Am nächsten Morgen gehe ich zum letzten Mal zu ihr. Vor der Zimmertür brennt eine Kerze, drinnen ist bereits alles ausgeräumt: Die Medikamente und die Toilettensachen sind weg, das Foto von ihrem Mann und der Morgenmantel. Nur die Fernsehzeitschrift liegt aufgeschlagen auf dem Tisch. Magda Hesse liegt angekleidet auf dem Bett, trägt wieder den fliederfarbenen Pullover, leuchtet. Ihre Füße stecken in Lederschuhen, die dünnen Beine schwimmen förmlich in der Hose. Aufgebahrt liegt sie auf dem Bett, die Hände über dem Leib gefaltet, darin eine rote Rose.

Ich ziehe einen Stuhl heran und setze mich neben sie. Der reglose Körper wirkt wie die verlassene Hülle eines Schalentiers am Strand. Wo ist die Anstrengung vom Vortag hin, wohin hat sich die Gewalt des Aufbäumens verflüchtigt? Ich glaube, irgendwo ballt sich die Energie dieser Frau. Wo und in welcher Form, weiß ich nicht, und in diesem Augenblick ist das nicht wichtig.

Wenn ich nach Momenten gefragt werde, in denen ich etwas Existenzielles spüre oder mich eine große Kraft durchflutet, fallen mir als Erstes Meer, Wald und Berge ein. Angesichts der mächtigen Natur erscheint mir mein Platz im Universum klein und stimmig. Meine Vorstellung von Gott ist ein Gefühl von Zuversicht und Dankbarkeit. Hier, am Totenbett von Frau Hesse, verbindet dieses Gefühl das Sichtbare mit dem Unerklärlichen. Es ist gegenwärtig wie nie zuvor.

Zwei Jahre nach Holgers Tod bin ich so weit. Jetzt kann ich tun, was damals im Strudel der Ereignisse nicht möglich war: Abschied nehmen. Zögernd berühre ich Magda Hesses kalten Arm und streichle ein letztes Mal über ihre Haut, spreche spontan ein Gebet. Mit zehn oder elf Jahren hatten meine Kinder eine Phase, in der sie

sich immer wieder vergewisserten, dass ich noch lange nicht sterbe und dass wir, wenn es so weit ist, alle in den Himmel kommen und uns im Gewimmel dort oben auch tatsächlich nicht verfehlen. Wie oft habe ich es ihnen damals versprochen. Aber sicher bin ich mir nicht.

Hussam Khoder aus meinem Kurs ist da anders: Der 43-jährige Muslim – er ist Palästinenser und kam als Zweijähriger aus dem Libanon nach Berlin – betet fünfmal am Tag in einer Moschee im Berliner Wedding. Er ist fest davon überzeugt, dass der Mensch im Jenseits zur Rechenschaft gezogen wird, deshalb tut er zu Lebzeiten Gutes. Khoder strahlt die treuherzige Unbekümmertheit eines tief in seiner Religiosität Verankerten aus – er wirkt unverfälscht wie ein frisch gebadetes Kind. Als er in der Moschee einen Aushang des Lazarus-Hospizdienstes sah, hat er sich beworben, obwohl er sich unter Sterbebegleitung nicht viel vorstellen konnte. »So was kennen wir in unserer Kultur nicht. Bei uns gibt es keinen einsamen Tod. Schon bei einer Grippe versammelt sich die Familie.«

Nach der Sommerpause besprechen wir im Kurs die ersten Einsätze. Khoder hat einem jungen Flüchtling aus Libyen beigegeben, der sterbenskrank über Lampedusa nach Berlin kam, um sich hier medizinisch behandeln zu lassen. Khoder hat ins Arabische übersetzt, wofür die Ärzte keine Sprache hatten: dass sie für den Flüchtling nichts mehr tun können. Er hat die schreckliche Nachricht überbracht, aber den letzten Wunsch des 26-Jährigen konnte Khoder nicht erfüllen: einen Krankentransport zurück in die Heimat zu organisieren, um in den Armen der Eltern zu sterben. Nur das Handy, das ihm bei seiner illegalen Einreise abgenommen worden war, verschaffte er dem Flüchtling kurz vor dessen Tod – rechtzeitig, um von ein paar Menschen Abschied zu nehmen. »Man muss ein Herz haben für diese Aufgabe«, schließt Khoder seinen Bericht.

Jetzt geht unser Kurs in die Vertiefungsphase, Trauer und Rückschau sind das Thema. Einmal schreiben wir einen Nachruf auf uns selbst – unvorbereitet und unter Zeitdruck. In einer halben Stunde die eigene Biografie würdigen: Ich schreibe drauflos. In meiner Skizze taucht der Satz auf, wie leidenschaftlich ich mit meinen Kindern rang, um sie von der Zeitverschwendung an elektronischen Geräten abzuhalten – eigentlich hoffe ich, dass man mir dereinst andere Dinge ins Grab

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

nachrufen wird. Die Übung lässt ahnen, wie widersprüchlich die Bilanz am Lebensende ausfallen kann. Wie überwältigend muss so eine Rückschau erst sein, wenn das Ende tatsächlich erreicht ist.

Im August beginnt meine zweite Sterbebegleitung: Thea Groll, 77 Jahre, allein lebend. Ein paar Monate zuvor hat man Eierstockkrebs festgestellt und ihr nach einer Operation zu verstehen gegeben, es sei nichts mehr zu machen. Eine Chemotherapie zur Schmerzlinderung wurde abgebrochen, weil Frau Groll zu geschwächt war.

Ein paar Wochen lang unterhalten wir uns nur am Telefon, denn Thea Groll zögert das Kennenlernen hinaus. Sich mit einer Sterbebegleiterin zu verabreden ist ein Eingeständnis. Einmal melde ich mich aus dem Alltagsstress bei ihr und hake den Anruf gedankenlos auf meiner Liste ab. Sie spürt die Hektik im Gespräch und sagt mit ihrer Ostberliner Schnauze: »Das macht doch alles nur Sinn, wenn eine gewisse Ruhe herrscht.« Ich fühle mich ertappt, natürlich hat sie recht. Diese wahrhaftige und direkte Ansprache hat eine enorme Wirkung. Thea Groll wird meine Zen-Meisterin.

»Na, Sie habe ich mir ganz anders vorgestellt«, begrüßt sie mich beim ersten Treffen. Sie ist klein und zart, auf ihrem Kopf kräuselt sich weißer Flaum wie bei einem Vogeljungem. Ich bringe eine Packung Duftsteine fürs WC mit, Zitronenaroma, die hat sie sich gewünscht. In der Wohnung stapeln sich Tüten und Säcke, die Unordnung wirkt wie eine Kapitulation. Am Esstisch in der Stube beginnt Thea Groll sofort zu erzählen: von ihrer Kindheit in den Ruinen des zerstörten Berlin und vom Vater, der seine Kriegstraumata an der Familie ausließ. Von den Jahren, als sie in der DDR Musik, Deutsch und Sport unterrichtete – und von der Demütigung, nach der Wende erneut eine Lehrerprüfung ablegen zu müssen. Von Schiller und Beethoven, ihren Helden, und von dem Bekannten drüben im Altersheim, den sie über Jahre täglich besucht hat, bis er starb. Von den kranken Kindern in der Charité, denen sie als Rentnerin ehrenamtlich Nachhilfe gab, und von ihrer Katze, die sie abgeben musste und nun schrecklich vermisst. So viel wie bei diesem ersten Treffen wird Thea Groll nie wieder erzählen, und nach fast drei Stunden macht sie den Eindruck, es sei alles gesagt.

Beim zweiten Besuch hat sie das gute Geschirr aus dem Schrank geholt und Kaffee gekocht. Frau Groll stakst unsicher zwischen Küche und Stube hin und her und

legt sich nach einer Weile aufs Sofa. Ihr Sterben hat begonnen, aber solange sie zu Hause bleibt, kann sie sich ablenken. Dreimal pro Woche kommt Hilfe von der Diakonie, dann wird sie gewaschen und versorgt. Aber fremde Leute in der Wohnung behagen Frau Groll auch nicht, sie ist misstrauisch. Neulich, erzählt sie, habe jemand geklingelt, um einen Badewannenlift einzubauen, das war so abgesprochen mit der Sozialarbeiterin. »Den habe ich nicht reingelassen, der hatte keinen Ausweis und kam viel später, als er am Telefon gesagt hat.«

Eine Woche später schlägt das Misstrauen in Bitterkeit um. Frau Groll drückt mir einen Ordner mit Krankenakten in die Hand. »Schauen Sie mal, was ich alles habe. So schlecht geht es mir. Ich kann nicht mehr hören und nicht mehr gehen. Wozu lebe ich eigentlich noch?« Auf einem Sessel stapeln sich Briefe von der Krankenversicherung. Die alte Frau soll Nachweise für Zuzahlungsbefreiungen von Kostenübernahmen beibringen, aber ihr fehlt die Kraft. Ich verspreche, dort anzurufen – ein schwacher Trost, denn das Problem der Sterbenden ist größer: Sie fühlt sich ungerecht behandelt. Ihr Leben lang hat sie geschuftet und war ein anständiger Mensch. Und jetzt muss sie sterbenskrank darum betteln, dass man ihr Zuzahlungen für Windeln genehmigt und Krankentransporte erstattet.

»Da fragt man sich: Habe ich richtig gelebt?«

»Es gibt auch schöne Erinnerungen, oder?«

»Meine Erfolge im Badminton. Und das Akkordeonspielen.«

»Haben Sie Angst, Frau Groll?«

»Natürlich habe ich Angst. Ich weiß gar nicht, was ich noch denken soll.« Dann:
»Frische Ananas würde ich gern noch essen.«

Draußen bringt die Oktobersonne das Herbstlaub zum Leuchten. Im Park gegenüber werden noch Getränke verkauft. Im Vorübergehen höre ich, wie zwei junge Mütter über einen Laptop gebeugt ein »Projekt« besprechen und Kinder lachen. Die plötzliche Helligkeit macht mich nach der Düsterei des Besuchs benommen, wie ferngesteuert laufe ich zum lebhaften Rosenthaler Platz und sehe ein Paar silbergraue Nikes in einem Schaufenster. Ohne nachzudenken, kaufe ich Schuhe, die ich nicht brauche.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Im November wird Thea Groll vom Notarzt mit akutem Nierenversagen in ein Krankenhaus gebracht. Stark geschwächt kehrt sie in ihre Wohnung zurück und wird dort von einem sogenannten SAVP-Team versorgt – das heißt, eine auf Palliativmedizin spezialisierte Hausärztin koordiniert das Zusammenwirken von einem ambulanten Pflegedienst und Grolls Tochter Annette, die jetzt mehrmals pro Woche von auswärts anreist. Auch ein Apotheker aus dem Kiez ist dabei, er bringt Medikamente ins Haus.

Das Netzwerk, dem auch ich als Sterbebegleiterin angehöre, funktioniert. Und doch sind die Stunden, die die alte Frau allein in ihrer Wohnung verbringen muss, quälend. Über einen Portkatheter, der ihr im Krankenhaus unter die Haut gesetzt worden ist, wird sie mit Schmerzmitteln, Nährstoffen und Wasser versorgt. Der dazugehörige Beutel mit der Infusion befindet sich in einem schwarzen Rucksack, den sie bei jedem Schritt in der Wohnung mit sich tragen muss. Durch den Rucksack wird jeder Gang zum Problem – etwa zur Wohnungstür, wenn es klingelt.

»Treten Sie bloß nicht auf den Rucksack!«, schimpft Thea Groll, als ich mich zu ihr setze. Sie liegt, vor Kälte zitternd, auf dem Sofa, das Gesicht wachsweiß. Der Rucksack mit der Infusion lehnt am Kopfende. »Ist der Beutel schon leer? Ist er etwa umgefallen? Das wäre eine Katastrophe«, sagt sie angstvoll. Ich breite eine Woldecke über ihr aus, mit zweien ist sie bereits zugedeckt. Wir schweigen. Frau Groll stöhnt vor Schmerz.

Macht das hier Sinn? Wird das »bewusste Sterben« nicht schrecklich überschätzt? Ist das menschenwürdig – allein in der Wohnung dem Tod entgegendämmern? Was ist daran besser, als in der Krankenhausroutine unterzugehen? Und: Ist es nicht Unsinn, zu glauben, das Sterben lasse sich besser ertragen, wenn eine Wildfremde mir die Hand hält? Manche Menschen schlafen tatsächlich allein zu Hause im Wohnzimmersessel ein. Das klingt friedlich. Aber in den allermeisten Fällen ist der Tod ein roher, unberechenbarer Geselle. Niemand kann ihn verstehen, Sterben ist eine Naturgewalt wie die Geburt. In der manchmal bestialischen letzten Phase wird oft stillschweigend die Morphinumdosierung hochgefahren, selbst wenn der Patient sich nicht mehr dazu äußern kann. Während das Land heftig über Sterbehilfe diskutiert, ist sie in dieser Form längst Normalität.

Anfang Dezember kommt Thea Groll wieder ins Krankenhaus, die Nieren haben erneut versagt.

»Wie geht's Ihnen heute?«

»Na, schlecht. Wäre ich sonst hier?«

Sie ist jedenfalls so weit bei Kräften, dass sie schimpfen kann. Die Tomatensuppe ist eine einzige Enttäuschung (zu scharf), der Salat eine wahre Zumutung (nicht klein geschnitten). Sich selbst mag sie auch nicht mehr leiden: »Ich erkenne mich nicht wieder, das ganze Gemecker ist eigentlich nicht meine Art.«

Sie willigt ein, in ein Hospiz zu ziehen. Eine Woche später gibt es einen freien Platz. Die Nachricht schlägt der Kranken auf den Magen. Das Hospiz liegt im Südwesten der Stadt, weit weg vom vertrauten Kiez. »Da kenne ich doch niemanden«, klagt sie. Überhaupt kann sie sich unter einem Hospiz nichts vorstellen.

»Da sind Sie viel ungestörter: Nachts weckt Sie keine Krankenschwester auf, und man nimmt viel mehr Rücksicht auf Sie.«

»Und was wird aus meiner Wohnung? Der ganze Müll, der sich da gesammelt hat. Ich bin ja an und für sich keine Hausfrau.«

Im Hospiz erkennt Frau Groll, dass sie nie mehr nach Hause zurückkehren wird. Jetzt geht alles sehr schnell. Sie begreift, dass sie sterben wird. Die alte Frau lässt sich fallen. Vier Tage nach ihrem Umzug ist sie tot.

Thea Grolls letzten Lebensabend verbringe ich gemeinsam mit ihrer Tochter im Hospiz. Dieser jetzt beizustehen ist alles, was ich für die sterbende Frau noch tun kann. Ich hole eine warme Mahlzeit aus dem China-Restaurant und Shampoo, das Annette Groll in der überstürzten Anreise vergessen hat. Beim Essen unterhalten wir uns, plaudern, so gut es geht, gegen die rasselnden Atemzüge vom Bett her an.

Das neu eröffnete Hospiz ist elegant möbliert. Der gelbe Schirm der Stehlampe verbreitet gedämpftes Licht im Patientenzimmer, vor die Fenster sind geblümete Stoffvorhänge gezogen. An einer Galerieschiene hängt ein Foto von Frau Grolls Katze. Draußen im Gemeinschaftsraum, ein paar Zimmer weiter, werden die Gewinner einer Advents-Tombola ermittelt. Eine Gruppe sterbenskranker Menschen

und ihrer Angehörigen sitzt auf Holzstühlen vor einem Flatscreen, auf dem ein Kaminfeuer brennt. Erster Preis: ein Hotelaufenthalt in Rostock. Zweiter Preis: ein Fahrrad. Dritter Preis: ein Dinner im Ritz-Carlton. Alle Preise sind gespendet worden. Man hört fröhliches Lachen, später spielt jemand ein paar Takte auf dem weißen Konzertflügel, der wie ein riesiges Stück Sahnetorte zwischen Teeküche und Fernsehcke klemmt. Thea Groll nimmt nichts von alledem wahr. Ein Tropf versorgt sie mit starken Schmerzmitteln. Sie schläft und ringt nach Luft.

In ihrer Brust brodelte es, als koche ein Riese Brei. Im Zimmer breitet sich sachte ein Geruch von Fäulnis aus. Bei Magda Hesse hatte ich den Eindruck, der Tod sei nichts, was man wirklich fürchten müsse: Sie zog sich immer weiter in sich zurück, bis sie irgendwann weg war. Doch Thea Groll wird niedergestreckt, brutal und gnadenlos. Ich lerne die erbarmungslose Seite des Sterbens kennen – die Faust des Todes. Aus Thea Grolls Mundwinkel fließt dunkler Schleim, wie ein grober schwarzer Wollfaden hängt er aus dem fahlen Gesicht.

Was ist ein guter Tod? Gibt es ihn? Ich will nicht plötzlich sterben, will Zeit haben, die Dinge des Lebens zu ordnen. Kontrollieren, was von mir bleibt. Ich möchte im besten Sinne aufgeräumt sterben – nicht unbedingt bei klarem Bewusstsein. Vor Schmerzen habe ich keine Angst. Seit mir ein Arzt bei einer höllischen Migräne Morphium direkt in die Vene gespritzt hat, weiß ich, dass auch der zermürbendste Schmerz sich blitzschnell in selige Entspannung verwandeln kann.

Sterben ist mehr als nur ein Übergang – es ist ein Prozess. Oft zieht er sich über Tage, Wochen und Monate hin. Das, was zuletzt passiert – wenn das System heruntergefahren wird und die biologischen Programme ablaufen, schafft der Körper allein. Als Sterbebegleiterin bin ich in der Phase davor gefragt, wenn ein Einzelner dem Unausweichlichen gegenübersteht. Jeder hat seine eigene Vorstellung davon, was am Ende für ihn gut ist. Manche wollen bewusst Abschied nehmen, andere alleine sein. »Man braucht gar nicht erst zu versuchen, sich einer Sache gegenüber rational zu verhalten, die es ihrerseits nicht ist: Jeder muss zusehen, wie er auf seine Art in der Verwirrung seiner Gefühle zurechtkommt«, steht in Simone de Beauvoirs sehr persönlichem Buch Ein sanfter Tod. Darin beschreibt sie das Sterben ihrer Mutter, der Titel ist sarkastisch zu verstehen.

Als ich aus dem Hospiz komme, ist es dunkel. Der letzte Eindruck von Thea Groll verfolgt mich: keuchend im Bett, den Kopf zur Seite gedreht, darunter ein Handtuch, das den Schleim auffängt. Warum muss der Mensch so leiden? Mir fällt ein Satz meiner Therapeutin ein: »Schildern Sie mir eine Szene, die für Sie das pralle Leben verkörpert.« Ich denke an einen Spätsommertag mit meinen Kindern im Strandbad Wannsee, wir sind die letzten Gäste, es dämmt schon. Zitternd vor Kälte, klettern wir die Leiter der Wasserrutsche hoch und rutschen auf dem Rücken liegend die Spirale hinunter, immer wieder, vor Vergnügen kreischend. In meinem Kopf überblenden die Bilder vom Leben den Tod. Wie auf einer Spielzeug-Zaubertafel löscht ein Bild das vorherige aus.

In der Nacht schrecke ich gegen drei Uhr aus dem Schlaf. Später erfahre ich, dass es die Stunde von Thea Grolls Tod war. Ich hadere mit meiner Rolle – weil ich zuletzt nur noch wünschen konnte: Hoffentlich ist es bald vorbei. Die Hospizbewegung glaubt, man könne das Sterben fachmännisch bewältigen. Doch bei Thea Groll ging es nur noch darum, möglichst schnell hinüberzukommen. Natürlich gibt es auch das Ideal eines für alle Beteiligten guten, versöhnlichen, sogar herzerhebenden Erlebnisses. In solchen Fällen ist Sterbebegleitung die beste Form von Hilfe am Lebensende. Aber was ist mit all den anderen? Mit jenen Schwerkranken, die in ihrer Entscheidung von den Ärzten abhängig sind, ihren Tod jedoch selbst bestimmen wollen? Von Krebskranken höre ich, die bloße Möglichkeit der aktiven Sterbehilfe wäre ein großer Trost. Der Schriftsteller Herrndorf hat sich dreieinhalb Jahre nach seiner tödlichen Diagnose mit einem Revolver erschossen. »Ich könnte mich nicht damit abfinden, vom Tumor zerlegt zu werden, aber ich kann mich damit abfinden, mich zu erschießen. Das ist der ganze Trick«, steht in seinem Buch. Einem, der so fest entschlossen ist, zu sterben, dass er sich einsam frühmorgens am Hohenzollernkanal eine Kugel in den Kopf jagt, wünscht man einen leichteren Tod. Aber wäre für jemanden wie Thea Groll aktive Sterbehilfe ein Gewinn gewesen? Hätte sie jemanden gebeten, ihr Leiden zu verkürzen, wenn sie die Wahl gehabt hätte? Wie eine Frau, die aus Angst vor Schmerzen für die Geburt ihres Kindes von vornherein Vollnarkose und Kaiserschnitt bestellt? Warum gibt es am Anfang des Lebens keine Scheu, in die Natur einzugreifen – am Ende aber schon?

Annette Groll lehnt den Gedanken an Sterbehilfe ab. Sie fand das Leiden ihrer Mutter unerträglich und kennt jemanden, der sich nach einer tödlichen Diagnose aus Angst vor Schmerzen ertränkt hat. Trotzdem sagt sie: »Als Angehöriger gibt man den anderen nicht auf. Ich glaube schon, dass Wunder möglich sind. Woher weiß ich denn, dass es wirklich nicht mehr besser wird?« Es ist Ende März, wir sitzen in einem Berliner Café. Wie vor einem Jahr, als meine Ausbildung zur Sterbebegleiterin begann, fegt ein Frühjahrssturm über die Stadt, dieses Mal so stark, dass riesige Bäume entwurzelt werden. Vor zwei Monaten hat Annette Groll ihre Mutter beerdigt, jetzt löst sie die Wohnung auf. Hat sie mit dem Tod ihren Frieden gemacht? Da richtet sich die 52-Jährige entrüstet auf: »Der Tod ist die größte Zumutung des Lebens. Bevor jemand stirbt, muss er offenbar zerstört werden. Das ist beängstigend. Ich würde es gern milder sehen, aber das kann ich nicht.«

Später lese ich den Fragebogen, mit dem ich mich beim Hospizdienst beworben hatte, noch einmal. Nach meiner Erwartung an die Sterbebegleitung gefragt, hatte ich notiert: »Dass ich an der Erfahrung wachse und der Tod seinen Schrecken für mich verliert.« Beides hat sich erfüllt. Obschon es natürlich anders sein wird, wenn es mich und die Meinen trifft. Der Tod bleibt ungeheuerlich, aber ich fühle mich besser gewappnet, ihm zu begegnen. Er ist eine Entwicklung, auf die man sich einstellen kann. Mit fünfzig fange das Sterben an, steht in dem klugen Buch Anfänge. Und so weiter von Jean-Martin Büttner. Man befinde sich auf dem Heimweg – zurück in das Nichts, aus dem wir gekommen sind. Zurück in den großen Schlaf. So kann man das auch sehen.

Nach Holgers Tod fühlte ich mich ohnmächtig. Jetzt kann ich besser mit dem Tod umgehen. Neulich hat mich jemand gefragt, warum ich nicht ehrenamtlich mit Kindern arbeite, statt Menschen beim Sterben zu begleiten. Also meine Zeit besser dort investiere, wo es langfristig »etwas bringt«. Die Frage hat mich überrascht – denn Sterbebegleitung hat mich verändert und zu einem stärkeren Menschen gemacht: Je früher man die eigene Sterblichkeit spürt, desto besser gelingt ein gutes Leben. Ich bin radikaler geworden, achte mehr auf Sinn und Wert meines Tuns. Wenn Glück Erkenntnis und tiefes Erleben bedeutet, war das letzte Jahr eins meiner besten.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Wolfgang Herrndorf hat am Ende seines Lebens so gierig gelesen wie nie zuvor – nicht Bücher, die neu für ihn waren, sondern solche, die ihn früher schon stark beeindruckt hatten. Er nutzte die verbleibende Zeit, um in die Tiefe zu gehen. »Was jetzt zurückkehrt beim Lesen, ist das Gefühl, das ich zuletzt in der Pubertät und danach nur bei ganz wenigen Büchern hatte (...): daß es einen Unterschied gibt zwischen Kunst und Scheiße. Einen Unterschied zwischen dem existentiellen Trost einer großen Erzählung und dem Müll, von dem ich zuletzt eindeutig zu viel gelesen habe.« Herrndorf schreibt, die letzten drei Jahre seines Lebens, die mit dem Krebs, seien die besten gewesen – weil er so gelebt habe, wie er es sich immer gewünscht habe: konzentriert. Er unterscheidet zwischen »sinnvollem« Leben am Ende im Gegensatz zu »verplemperter Zeit« zuvor. Viele sehen Herrndorfs Blog als Plädoyer für selbstbestimmtes Sterben, man kann es aber auch lesen als die Geschichte einer Wandlung von Gedankenverlorenheit zu höchster Hingabe an das eigene Tun. So gesehen, bekommt der Tod tatsächlich einen Sinn: Er wird zum Maßstab fürs Leben.

Die Ausbildung zur Sterbebegleiterin endet mit einer Feierstunde. Ein Zertifikat bescheinigt mir die erfolgreiche Teilnahme am Kurs » Lebensbegleitung im Sterben«. Die Gruppe bleibt einander treu – wir haben uns an einem seltsamen Ort kennengelernt und sind jetzt Verbündete. Alle vier Wochen treffen wir uns zur Supervision im Hospiz, meine Einsätze werden fordernder. Ich spreche geläufig übers Sterben. (Es heißt ja immer, der Tod sei ein Tabu, aber das ist großer Mist und nur eines der zahllosen Klischees, die im Umlauf sind.) Ich schreibe immer wieder meinen Nachruf um. Ich überlege, welche Musik zu meinem Begräbnis passt. (Derzeit führt Mendelssohns Der Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen meine Todes-Top-Ten an.) Ich bemühe mich, langsamer zu sprechen (dringender Wunsch von Thea Groll). Meine Kinder rufen mir fröhlich »Viel Spaß mit den Sterbenden!« zu, wenn ich ins Hospiz gehe (statt sich, wie anfangs, argwöhnisch zuzuraunen: »Jetzt geht sie wieder in ihr Sterbeseminar«). Meinem Vater – er ist 82 Jahre alt und lebt 599,5 Kilometer von Berlin entfernt – habe ich vor Kurzem am Telefon von meiner Ausbildung als Sterbebegleiterin erzählt. Er klang erfreut: »Wie schön. Dann können wir ja endlich übers Sterben reden.« Das werden wir tun.

Eine Klasse für sich

Noch nie wurde in Deutschland so viel Vermögen vererbt. Ist es gerecht, dass manche, ohne zu arbeiten, viel Geld kriegen und dafür kaum Steuern zahlen? Zeit für ein paar Fragen

Von Julia Friedrichs, ZEITmagazin, 12.03.2015

Es gilt als ungehörig, über das Erben zu reden. Wohl weil dem Erben meist das Sterben vorangeht – und wenig so intim ist wie der Tod. Wenn ein Leben mit dem letzten Atemzug erlischt, dann ist das privat. Es geht nur die an, die den Toten kannten, liebten, hassten; die schreien, weinen oder beschämt aufatmen, die Witwer und Witwen, die Kinder, die Enkel: die Erben eben.

In Wahrheit aber ist das Erben alles andere als privat, und es ist höchst ungehörig, darüber zu schweigen. Denn dieser intime Akt, der sich Jahr für Jahr tausendfach wiederholt, wird Deutschland verändern. Das nächste Jahrzehnt wird die Dekade der Erben: In den Vermögensabteilungen der Banken, wo man am eifrigsten solche Prognosen erstellt, rechnet man damit, dass zwischen zwei und vier Billionen Euro weitergereicht werden, also zwischen zweitausend und viertausend Milliarden. (Zum Vergleich: Griechenlands Schulden belaufen sich auf 320 Milliarden.) Ein Vermögenstransfer, wie er in Deutschland noch nie vorgekommen ist.

Die Geschichte der neuen deutschen Erbesgesellschaft beginnt mit einem historischen Glücksfall: In Jahrzehnten des Friedens und wirtschaftlichen Wachstums konnten die Nachkriegsgenerationen ungekannte Reichtümer aufhäufen. Und dafür sorgen, dass wir in einer Zeit der finanziellen Superlative leben: Noch nie waren die Privatvermögen in Deutschland so groß wie heute. Auf rund zehn Billionen Euro taxierte sie das Deutsche Institut für Wirtschaftsforschung. Noch nie ballten sich

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

solche Reichtümer in der Generation der Rentner und Pensionäre. Und – das ist der Haken – das Vermögen ist extrem ungleich verteilt. Bislang war man davon ausgegangen, dass die reichsten zehn Prozent rund 60 Prozent des Privatvermögens besitzen. Zu dieser Gruppe gehört man laut Sozio-oekonomischem Panel, wenn auf jede Person im Haushalt, die über 17 Jahre alt ist, ein Nettovermögen von mindestens 215 000 Euro entfällt. Im Februar präsentierte ein Forscherteam des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung eine Studie im Auftrag der gewerkschaftsnahen Hans-Böckler-Stiftung, wonach die Ballung noch massiver sein könnte: Sie vermuten zwischen 63 und 74 Prozent des Privatvermögens bei den reichsten zehn Prozent.

Wer diese Fakten kennt, den wird der Schluss, den Wissenschaftler ziehen, kaum verwundern: Deutschland wird sich in den kommenden Jahren zur Erbenrepublik wandeln. Und die wird vor allem eines sein – ungerecht. Die eine Hälfte der Deutschen wird voraussichtlich gar nichts erben, allenfalls Schulden. In die Taschen der glücklichsten acht Prozent der Erben aber werden wohl über 40 Prozent des deutschen Vermögens transferiert. Gerade für die in den siebziger Jahren Geborenen spielen Erbschaften in den nächsten Jahren eine maßgebliche Rolle. Erbschaften werden über Glück und Unglück einer Generation entscheiden – ganz so, als lebten wir wieder im 19. Jahrhundert.

Ich bin 35 Jahre alt, geboren 1979. Noch vor wenigen Jahren hatte ich folgendes Bild des Landes, in dem ich aufgewachsen war: das eines modernen Staates, der jedem Lebenschancen bietet und jede Anstrengung belohnt. Hier zählt vor allem, was du selbst aus deinem Leben machst, dachte ich, nicht, was deine Eltern erreicht haben. Die meisten meiner Freunde waren wie ich aus der Provinz in die große Stadt gezogen, um dort das eigene Leben zu beginnen. Wir hatten studiert und danach alle Facetten der modernen Arbeitswelt kennengelernt: Zeitverträge und feste Stellen, Ausbeuterlöhne und gute Gehälter. Wir merkten schnell, dass sich unsere Karrieren nicht so glatt und sicher entwickelten wie die unserer Eltern, als man noch von der »Laufbahn« sprach. Aber wir glaubten daran, dass Talent und Fleiß uns ein gutes Leben verschaffen würden.

Etwas änderte sich, als wir für die Zukunft festere Rahmen zimmerten, Kinder zur Welt brachten. Da klagten die einen über steigende Mieten, doch die anderen

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

wohnten plötzlich in Immobilien, die auch ihnen bislang unbezahlbar erschienen waren. »Alle um mich herum kaufen Wohnungen oder Häuser«, staunte einer meiner besten Freunde. »Für 400 000 Euro. Für 600 000. Wie machen sie das?« Mein Freund hat eine gute Stelle. Oft arbeitet er sechzig Stunden in der Woche. Doch jetzt ahnt er: Wenn man wie er – und wie ich auch – keine große Erbschaft erwarten kann, wird man nie gleichziehen. »Egal, wie viel wir arbeiten«, sagt er.

Die meisten der »anderen« Freunde werden einsilbig, wenn sie nach den Quellen ihres plötzlichen Wohlstands gefragt werden. Sie murmeln etwas von »Eltern«, von »vorgezogenem Erbe« oder »Schenkung«. Ich begriff, dass nun, da wir erwachsen sind, plötzlich doch spielentscheidend wird, was die Eltern da in der fernen Provinz eigentlich getrieben haben. Und was deren Eltern zuvor getan haben. Lange zweifelte ich. Dann aber erkannte ich, dass es einen Faktor gibt, der für uns, die wir heute zwischen dreißig und vierzig sind, die Frage »Wie wirst du leben?« entscheidet. Einen Faktor, an den ich bis dahin nie gedacht hatte: »Bist du Erbe oder nicht?«

Um den Unterschied zu erforschen, begeben sich auf die Suche nach Erben und nach Menschen, die sich über das Erben Gedanken machen. Mein erster Weg führt in eine Berliner Gegend, die seit Jahren beliebter und teurer wird.

Lars ist Anfang vierzig. Er führt mich, etwas beschämt, durch seine wunderschöne Wohnung. Dabei hat Lars das Orchideenfach Musikwissenschaft studiert, das üblicherweise wenig einbringt. Er arbeitet, genau wie seine Frau. Die beiden haben drei Kinder. Sie leben mitten in der Stadt. »Irgendwann«, sagt Lars, »war auf dem Mietmarkt für uns das Ende der Fahnenstange erreicht. Wir wollten Strukturen schaffen, in denen wir uns sicher fühlen – mit drei Kindern in dieser irren Welt.« Und so kauften sie auf dem momentan genauso irren großstädtischen Immobilienmarkt ebendiese Wohnung für eine knappe halbe Million Euro. Geld, das sie sich niemals hätten erarbeiten können, das ihnen Lars' Vater vermacht hat. Geld, das ihre Freunde nie haben werden. Er sei dankbar für die Wohnung, sagt Lars. »Aber jetzt sitzen meine Freunde in meiner Küche und erzählen davon, dass ihre Wohnung zu klein wird, dass sie für ihren Ältesten kein eigenes Zimmer haben, dass sie anfangen, kleine Kajüten in die Wände zu bauen, um den Kindern wenigstens ein bisschen Privatsphäre zu schaffen. Und ich sitze dabei und fühle mich total bescheuert,

weil ich weiß: Ich habe es nicht verdient. Im wahrsten Sinne des Wortes: nicht verdient.«

Solche Bekenntnisse von Erben zu bekommen ist mühsam. Der Wunsch, nicht über das Geld der Eltern und Großeltern zu reden, eint sie. Am Ende haben sich einige doch überwunden: reiche Erben und zerstrittene Erben, glückliche und verzweifelte Erben. Doch meine Auswahl ist verzerrt. Denn offensichtlich sind vor allem diejenigen bereit, ihr Schweigen zu brechen, denen ihr Erbe Unbehagen bereitet. Ich konfrontiere sie und mich mit der Frage: Wäre es nicht nötig, herauszufinden, wie das Land sich verändern wird, wenn wir doch wissen, dass Erbschaften für unsere Generation so entscheidend sind? Ist die Erbengesellschaft ungerecht, unmodern, ja undemokratisch? Oder völlig in Ordnung, weil es doch ein Urtrieb des Menschen ist, seinen Kindern etwas weiterzugeben? Und: Warum wird um die Sache mit dem Erben nicht heftiger gestritten?

Doch der Erbenforscher scheitert schon an der Statistik: Niemand vermag mit letzter Sicherheit zu sagen, wie viel pro Jahr vererbt wird. Ich vermute, dass es im Moment gut 250 Milliarden Euro sind. Diese imposante Zahl beruht auf einer Schätzung des Instituts für Altersvorsorge und einer Metastudie der Paris School of Economics. Aber befriedigend ist die Datenlage nicht. Die deutsche Öffentlichkeit weiß wenig über ihre Reichen und fast nichts über ihre Erben. Für keine der Datensammlungen – ob Mikrozensus, Einkommens- und Verbraucherstichprobe oder Sozio-oekonomisches Panel – werden Menschen mit großen Vermögen befragt. Weil es nie gelingt, sie zur Teilnahme an solchen Studien zu bewegen. Seit die Vermögensteuer nicht mehr erhoben wird, hat auch der Staat keine verlässlichen Daten mehr zum Reichtum seiner Bürger.

So füllt qualifizierte Raterei die Lücken: Eine Studie des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung überraschte Mitte 2014 mit der Aussage, dass lediglich gut 60 Milliarden Euro pro Jahr vererbt würden. Andere rechnen mit 140 Milliarden Euro, ein Branchendienst, der Daten an Banken liefert, geht von 360 Milliarden Euro aus. Auch bei den Regierungsfractionen herrscht beim Thema Erbschaftsvolumen keine Einigkeit: Es seien 74 Milliarden Euro, sagt die finanzpolitische Sprecherin der CDU. 250 Milliarden, vermutet der Kollege von der SPD. Klärungsbedarf sehen beide nicht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Die Finanzämter nahmen im Jahr 2014 rund 5,5 Milliarden Euro Erbschaftsteuer ein. Das mag nach viel Geld klingen – aber wenn tatsächlich 250 Milliarden Euro pro Jahr vererbt werden, entspricht das einer Steuerquote von zwei Prozent.

Ich besuche Beate.

Vieles an Beate wirkt, als wolle sie ihr Normalsein mit dickem Strich betonen. Ihre kurzen Haare, die zurückgenommene Kleidung, die 80-Quadratmeter-Wohnung, in der sie mit ihrem Mann und den zwei Kindern zur Miete wohnt. Dabei könnte Beate ein großzügigeres Leben führen. Sie ist Erbin. Seit Jahren lagert das meiste Geld unberührt auf ihrem Konto. Außer ihrem Mann und zwei Freundinnen weiß niemand davon. »Ich finde erben ungerecht und undemokratisch«, sagt sie. »Man wird, wie ich, in eine Familie hineingeboren, in der sowieso schon viel Geld da ist. Man kriegt, wie ich, ein Studium finanziert und hat dann alle Möglichkeiten. Da finde ich es illegitim, dann auch noch zu erben.« Beate arbeitet als Wissenschaftlerin an einem Forschungsinstitut. Dass der Staat ihr Gehalt massiv besteuert, ihre Kapitalerträge weitaus geringer und ihre Erbschaft bislang gar nicht, findet sie nicht in Ordnung. Auch wenn sie weiß, was ihre Eltern entgegenn würden: Das Geld haben wir uns hart erarbeitet. Es ist bereits besteuert, hatten sie immer betont. Es wäre ungerecht, es noch ein zweites Mal zu versteuern. Beate sagt: »Ich würde am liebsten hohe Erbschaftsteuern zahlen. Aber leider gibt es diese Möglichkeit ja nicht.« Dann zählt sie auf: Von jedem Euro, den sie als Wissenschaftlerin erarbeitet, zahlt sie maximal 42 Cent an den Staat. Von jedem Euro, den ihr angelegtes Kapital ihr einbringt, 25 Cent. Und von ihrem ererbten Geld: bislang nichts. Was daran liegt, dass ihre Eltern das Erbe als Schenkung gestückelt und den Freibetrag in Höhe von 400 000 Euro pro zehn Jahre ausgeschöpft haben.

Damit dringt man zum Kern der Erbschaftsdebatte vor. Die sollte nicht von Neid getrieben sein. Nicht von der Idee, jemandem etwas wegnehmen zu wollen. Es geht vielmehr darum, wie die ökonomische Architektur des Landes aussehen soll. Das deutsche Steuersystem hat eine gewaltige Unwucht: Arbeit und Konsum werden hoch besteuert. Das heißt, dass vor allem die Menschen für die Gemeinschaft bezahlen, die etwas ersinnen und erschaffen. Nicht diejenigen, die viel besitzen. 1998 wurde die Vermögensteuer ausgesetzt. 2009 wurden dann die Abgaben auf Kapitalerträge bei 25

Prozent gedeckelt. Mit Folgen: Das Kräfteverhältnis zwischen Arbeit und Vermögen verschiebt sich. Im Jahr 1975 machten Kapitalerträge in Deutschland nur 18 Prozent des Volkseinkommens aus. Das allermeiste wurde erarbeitet. Inzwischen hat sich der Anteil der Kapitaleinkommen fast verdoppelt und liegt, laut dem französischen Wirtschaftswissenschaftler Thomas Piketty, bei 32 Prozent. Das bedeutet, dass die Gesellschaft vermögender geworden ist – und mehr von Kapitalerträgen lebt. Allerdings ist dieses Kapital nicht breit verteilt: Die Hälfte der Deutschen besitzt weniger als 16 000 Euro.

Früher nannte man Menschen, die von ihren Zinserträgen und Dividenden auf ererbtes oder erheiratetes Vermögen leben, »Privatiers«, »Rentiers«. Heute sind diese Bezeichnungen verblichen. Uns fehlen die Worte – als gäbe es auch diese Menschen nicht mehr. Dabei wird es in Zukunft deutlich mehr solcher »Rentiers« geben. Erbschaften besteuert der Staat meist gar nicht. Für Ehegatten und eingetragene Lebenspartner ist die erste halbe Million steuerfrei, für Kinder sind es 400 000 Euro. Den Spitzensteuersatz von 30 Prozent müssten sie erst bei einer Erbsumme von 26 Millionen Euro zahlen. Den Firmenerben öffnete der Staat im Jahr 2009 so große Schlupflöcher, dass die allermeisten seitdem gar keine Steuern bezahlen. Ende 2014 schritt das Bundesverfassungsgericht ein. Die Bevorzugung von Firmenerben sei nicht mit dem Grundrecht der »steuerlichen Belastungsgleichheit« zu vereinbaren.

»Ungleichbehandlung braucht eine Rechtfertigung«, sprach das oberste Gericht. Elf Milliarden Euro Steuereinnahmen seien dem Staat durch die Verschonung der Firmenerben im Jahr 2013 entgangen. Nur fünf Prozent aller Erben zahlten überhaupt Steuern. Die Regierung nahm das Urteil entgegen, machte aber sofort klar, grundsätzlich an der Bevorzugung der Firmenerben festhalten zu wollen. Allerdings ist Finanzminister Wolfgang Schäuble auch Jurist und scheint jetzt vom Ehrgeiz gepackt, das neue Gesetz so präzise zu fassen, dass die Verfassungsrichter diesmal zufrieden sind. Es heißt, er wolle genauer unterscheiden zwischen Firmenvermögen, das sinnvollerweise Arbeitsplätze garantiert und deshalb weiterhin verschont bleiben soll, und dem Privatvermögen, dessen Besitzer ihrer Verpflichtung, Erbschaftsteuer zu zahlen, von nun an nicht mehr gar so leicht entkommen sollen. Aber selbst Schäubles zarte Vorschläge, Erben zur Solidarität anzuhalten, ließen etliche Unternehmer und

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Mittelstandspolitiker bereits laut aufstöhnen. Ohne Grund: Im November 2014 veröffentlichte Wealth-X, ein Institut, das die Superreichen der Welt erforscht, gemeinsam mit der Bank UBS den World Ultra Wealth Report. Demnach hält Deutschland weltweit den zweiten Platz als Standort für Multimillionäre. Deren Vermögen stieg binnen eines Jahres um zehn Prozent, und unter ihnen sind überdurchschnittlich viele Erben. Im Gegensatz zu Großbritannien und den USA, wo zwei Drittel der Superreichen Selfmade-Millionäre sind, haben 60 Prozent der deutschen Multimillionäre zumindest einen Teil ihres Vermögens geerbt.

Das Jakob-Kaiser-Haus am Spreeufer ist das Herz des deutschen Parlamentarismus. Hier sitzen die meisten der 631 Abgeordneten des Deutschen Bundestags, ihre Büroleiter, ihre Mitarbeiter. Hier werden Anträge erstellt, Anfragen formuliert, Debatten befeuert, Themen auf die Agenda gehoben. Oder eben auch nicht. An drei Herbsttagen trage ich meine Fragen ins Jakob-Kaiser-Haus, stelle sie den Finanzexperten von CDU, SPD, den Grünen und der Linken. Die CDU-Sprecherin erklärt schlicht, mit hohen Erbschaften und geringen Steuern kein Problem zu haben. Die anderen aber warnen voller Inbrunst, entschlossen und kenntnisreich vor den Verwerfungen, die eine Erbenrepublik zur Folge haben könnte. Sie bezeichnen das Erben als »absolut leistungslose Angelegenheit«, einen Bruch mit dem liberalen Ansatz, wonach Eigentum durch Arbeit entsteht. Sie befürchten: »Die ungleiche Vermögensverteilung wird durch das Erbschaftsteuergesetz in die Zukunft verlängert.« Und: »Wenn sehr viele Menschen ohne eigenes Zutun ein großes Vermögen erlangen, ändert sich deren Verhalten. Das ist eine Vorform von Dekadenz.« Ich bin überrascht. Und frage: Warum gibt es dann keine intensivere Debatte über das Erben? Warum kaum Streit? Warum keine höhere Besteuerung? Die eine sagt: Unsere Wähler sind selber Erben. Der andere: Die Medien lassen das Thema nicht zu. Der dritte: Die Menschen sind gegen Erbschaftsteuern, selbst die, die nicht betroffen wären.

Der letzte Einwand ist nicht von der Hand zu weisen. Als das Forschungsinstitut Allensbach die Meinung der Deutschen zum Thema Erbschaftsteuer abfragte, antworteten 55 Prozent: »Ich finde es grundsätzlich nicht richtig, dass es auf Erbschaften eine Steuerpflicht gibt.« 60 Prozent derer, die in Zukunft erben, sagten,

sie hätten sich schon informiert, wie man die Steuern ganz vermeidet. Es wirkt paradox: Während Deutschland von der Empörung über zu hohe Spitzengehälter erfasst wird, heißt eine Mehrheit die steuerfreie Weitergabe großer Vermögen offenbar gut. Ererbtes Vermögen sei besonderes Geld, sagen Soziologen, emotional aufgeladen, ein familiärer Schatz, eine Privatangelegenheit. Das stimmt nicht immer: weil viele Erbgemeinschaften ganz anders aussehen als die Kleinfamilie, die die meisten im Kopf haben.

In Japan – einem ebenfalls überalterten Land – gibt es auf jeden Fall eine Bezeichnung für die Struktur, die jede Erbenrepublik prägt: z aibatsu, was wörtlich übersetzt vermögender Clan heißt. Im Jahr 2012 besaßen die deutschen zaibatsus, also die neunzig reichsten Unternehmerfamilien, ein Vermögen von 320 Milliarden Euro. »Einflussreiche Imperien«, konstatiert ein Forscherteam der Universität St. Gallen, das die deutschen Clans untersucht hat. Denn: »Es ist eine Mär, dass erfolgreiche Unternehmerfamilien nur ein Unternehmen besitzen. Im Durchschnitt gehören 75 Unternehmen zu einer Familiendynastie.« Die Clans haben über Generationen unfassbare Vermögen angehäuft.

Da sind zum Beispiel die Reimanns, geschätzte 14 Milliarden Euro schwer, Rang sechs auf der Liste der reichsten Deutschen. Ihre Ahnen entwickelten Marken wie Kukident, Clearasil und Sagrotan. Ihre Nachkommen kontrollieren heute nach den Recherchen der Universität St. Gallen 89 Unternehmen. Einige stellen immer noch Reinigungsmittel her, andere Schuhe; oder Kosmetika; oder Luxustaschen; verkaufen Kaffee, gründen Privatschulen, was auch immer. In der Öffentlichkeit ist die Dynastie kaum bekannt.

Da sind die Haniels, die Besitzer von Deutschlands größtem Familienkonzern mit 3,5 Milliarden Euro Umsatz im Geschäftsjahr 2013, rund 800 Einzelunternehmen und 500 000 Mitarbeitern. Heute gibt es 650 Erben der Ur-Haniels. Auch dieser Clan hat sich auf Verschwiegenheit geeinigt. Kein Haniel darf eine Firma oder Marke unter dem Familiennamen führen. Kein Haniel darf im Management einer der zahllosen Tochterfirmen arbeiten, nicht einmal ein Praktikum sei erlaubt, heißt es. Die Familie kontrolliert den Konzern lediglich über den Aufsichtsrat und einen Beirat – und bekommt, wenn alles gut läuft, den jährlichen Scheck.

Ich will mehr über diese Geheimbünde wissen. Ich schreibe den Haniels, genau wie den Erben des Pharmakonzerns Merckle, der Tochter des Schraubenkönigs Reinhold Würth, dem Enkel des Versandhaus-Gründers Werner Otto und dem des Verlegers Axel Springer. Von den einen bekomme ich gar keine Antwort. Die anderen lassen freundliche Briefe schicken oder anrufen – Absagen. Alle übermitteln mir eine Botschaft: Über das Erbe reden? Mit einer Journalistin? Nö.

Auf meinen Notizzetteln lässt sich nachlesen, wie mein Ärger wächst: Passt das zu einer Demokratie?, schreibe ich. Sind wir eine weniger offene Gesellschaft, als ich dachte? Und: Ist es legitim, wenn sich die Nachkommen großer Unternehmer heute nicht anders verhalten als die Gutsherren im 18. Jahrhundert?

Aber dann studiere ich in den Monaten des Wartens Familiengeschichten und Familienprozesse. Ich lese, dass sich die fünf Kinder aus den ersten Ehen des Oetker-Patriarchen seit Jahren mit den dreien aus der letzten Ehe bekriegen. Ich lese die buchgewordene Abrechnung des Springer-Enkels Sven Simon, der sich um sein Erbteil am Verlag betrogen sieht, lese Texte über die Erbmorde im Gucci-Clan, die Dauerprozesse um die Nachlässe von Picasso, von Kafka oder Tolstoi. Schätzungen zufolge bringt jeder zweite Erbfall die sensible Statik einer Familie zumindest kurzfristig ins Wanken. Um jede fünfte Erbschaft tobt ein Krieg. Je mehr zu vergeben ist, umso erbitterter wird gestritten. »Oft brechen im Erbfall Dinge auf, die durch die Oberinstanz der Eltern über Jahre unterdrückt wurden«, sagt mir eine Fachanwältin. Geld sei dann die Währung der elterlichen Liebe. Und eine Familientherapeutin stellt fest: »Beim Erben werden die ganz alten Rechnungen noch mal auf den Tisch gelegt. Danach gibt es keine Chance auf Wiedergutmachung mehr.« Vielleicht, sagen beide, sei der, der gar nichts hat, manchmal glücklicher. Denn der brauche nicht zu streiten. Fühle sich nicht zurückgewiesen und verraten. Und ich denke: Würde ich tauschen wollen? Würde ich gern ein Leben im Würgegriff eines Clans führen?

Leas Großvater schrieb eine dieser Wirtschaftswunder-Geschichten. Er war ein bettelarmer Flüchtling und hatte später als Kunstmaler und Bildhauer großen Erfolg. Am Ende eines reichen Lebens überließ er seinen fünf Kindern eine Villa in bester Lage, dazu Kunstwerke von Millionenwert. Zu seiner Zeit war er einer der ganz Großen, mit allen SPD-Kanzlern eng befreundet. Heute sagt sein Name nur noch

Kennern etwas. Lea war ihr Großvater immer fremd. Als aber ihre Mutter starb, erbte Lea deren Teil am Nachlass. Und sie erbte noch etwas: Hass, Zank und Hader. Ein Streit, der Anwälte beschäftigt, Gutachter und Vermittler. Und der das vererbte Vermögen ebenso frisst wie die Lebenszeit der Kinder und Enkel. Doch wie kam es dazu? Leas Familie war schon zu Lebzeiten zerstritten. Die Großeltern hatten sich getrennt. Ihre vier Töchter hatten sich mit dem einzigen Sohn überworfen. Die Alten verteilten ihr Erbe entlang dieser Front: Das meiste für die Töchter, verfügte Leas Großvater. Den Mädchen nur den Pflichtteil, alles dem Sohn, testierte ihre Großmutter. Die Testamente seien eine Endabrechnung der elterlichen Liebe und des elterlichen Hasses gewesen, sagt Lea. »Für mich zeigt das eine Härte im Herzen. Es ist ein menschliches Desaster.« Ahnt nicht derjenige, der ein solches Testament aufsetzt, dass es den Kindern keinen Frieden bringt? Um das Erbe tatsächlich antreten zu können, müssten sich Sohn, Töchter und Enkelin einigen. Die Kunst verkaufen. Den Nachlass auflösen. Stattdessen zerfleischen sie sich seit acht Jahren. Der Hass, sagt einer der Beteiligten, ist zu groß. Versöhnung kann es nicht geben, sagt ein anderer. Die Kunstwerke verstauben derweil in einer Lagerhalle. Das Geld ist noch immer nicht verteilt. Der große Name und das üppige Vermögen sowie die Rolle, Nachkömmling eines großen Patriarchen zu sein, hätten die Kinder klein gehalten, sagt ein Freund des Hauses. Habe sie am Erwachsenwerden gehindert. Und so zanken sie noch heute und konkurrieren um die Liebe der Toten.

In den USA gibt es Erziehungsratgeber, die sich an reiche Eltern wenden. How much money does it take to ruin a child?, heißt es in einem dieser Bücher. Also: Ab welcher Summe verdirbt Geld den Charakter eines Kindes? In den USA wird diese Debatte lebhaft geführt. Der englische Ökonom und Philosoph John Stuart Mill prophezeite: Der Erbe, der von frühester Kindheit an wisse, dass er einmal genug bekommen werde, um davon zu leben, drohe »ein Müßiggänger, Verschwender und Taugenichts zu werden«. Andrew Carnegie, der Stahl-Baron, plädierte in seinem Manifest Evangelium des Reichtums dafür, einen Großteil des Vermögens zu stiften oder zu spenden. »Die Eltern, die ihrem Sohn enorme Reichtümer hinterlassen«, schrieb er, »töten seine Talente und seine Energie und verführen ihn dazu, ein weniger nützliches und weniger wertvolles Leben zu führen, als er es sonst tun könnte.« Enormer Wohlstand führt immer zu einem Paradox, schreibt Jennifer Senior, Autorin

des Essays Rich Kid Syndrome, der im New York Magazine erschienen ist. Harte Arbeit möge viel Geld einbringen, aber mit dem vielen Geld aufzuwachsen könne Kinder von jeder Arbeit entwöhnen. Allerdings stützt die Autorin ihre Diagnose nur auf eine einzige Recherche einer Psychologin am Teachers College der Columbia University. Die hat 314 Zehntklässler in einer reichen Vorortsiedlung untersucht und herausgefunden, dass in dieser Gruppe klinische Angstzustände, Depressionen und Drogenmissbrauch häufiger auftraten als im nationalen Durchschnitt. Die Studie wird zwar häufig zitiert, ist aber nur eine kleine Erhebung. »Wir wissen viel zu wenig über die Auswirkung von Erbschaften auf die Dynamik von Familienbeziehungen und das Leben von Nachkommen«, bedauert Jens Beckert, Leiter des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung. »Was geschieht mit Erben großer Vermögen? Führt das Geld zu Dysfunktionalitäten ähnlich denen der Langzeitarbeitslosen und Hartz-IV-Empfänger?« Psychologen und Soziologen liefern keine Antwort. Dabei wäre es für die Zukunft der Erbenrepublik nicht unwichtig, eine Antwort zu haben auf die Frage: Lähmt das Geld der Alten die Jungen?

Der Juniorprofessor Timm Bönke und Charlotte Bartels, Forschungsassistentin, beide am Fachbereich Öffentliche Finanzen an der Freien Universität Berlin, suchen eine Antwort. Bönke sagt, er könne natürlich nicht prophezeien, welche Wirkung das Erben im Einzelfall hat. Aber wie es das Land verändere, dazu habe er Theorien. Der volkswirtschaftliche Grundgedanke ist: Wer Vermögen von seinen Eltern hat, kümmert sich in erster Linie darum, wie er es erhalten kann. Und nicht darum, wie er damit produktiv tätig wird. Schon jetzt, sagt Bönke, sei die Hälfte des Vermögens der 40- bis 45-Jährigen ererbt. Und diese Quote werde in den nächsten Jahren rasant steigen. »Lesen Sie das«, sagt Charlotte Bartels und drückt mir ein Skript in die Hand: einen Aufsatz von Thomas Piketty. In dem Text geht es um die langfristige Entwicklung von Erbschaften in Frankreich von 1820 bis 2050. Früher, in vormodernen Gesellschaften, sei jedem klar gewesen, dass der, der reich sein will, erben oder vermögend heiraten muss. Und heute? Sei es wieder so, sagt Piketty.

Im Gegensatz zu ihren deutschen Kollegen verfügen französische Forscher über exzellentes Datenmaterial zu Erben und Erbsummen. Piketty kann belegen, dass die Bedeutung von ererbtem Vermögen in Frankreich in den Nachkriegsjahren abnahm,

nun aber wieder fast das Level der Jahre zwischen 1820 und 1910 erreicht hat. »In Ländern, wo die Bevölkerung schrumpft oder bald schrumpfen wird, also vor allem in Deutschland, Italien, Spanien und natürlich Japan«, werde sich dieser Prozess beschleunigen.

Den Erben selbst erscheinen diese Aussichten auch düster. Noch die zutiefst Dankbaren, die ich traf, betonen, dass sie ihr Leben lieber aus eigener Kraft bestritten. Manche Erben erzählen, wie schwer es sein kann, als Erbe weiter unter Nichterben zu leben, und dass das Vermögen die Reichen zueinandertreibe: in Ghettos und Parallelwelten. Andere berichten, wie aus Geschwistern unversöhnliche Prozessparteien wurden. Und wie schwer es für einen Erben sein kann, aus dem Schatten der Alten zu treten.

Wenn aber tatsächlich demnächst Billionen Euro fast unbesteuert weitergereicht werden, ändert das nicht nur das Leben einzelner Individuen, sondern die ökonomische Architektur des Landes. Wird die Masse der Nichterben revoltieren, wenn sie begriffen hat, worauf der Reichtum der anderen gründet?

Forscher des Max-Planck-Instituts haben herausgefunden: Je tiefer die Kluft zwischen Arm und Reich ist, desto unzufriedener sind die Bürger mit der Demokratie, desto weniger vertrauen sie den politischen Institutionen, desto niedriger ist die Wahlbeteiligung. Man wisse, schreibt der französische Historiker Pierre Rosanvallon, dass Menschen in Zeiten großer Ungleichheit immer nach einem ähnlichen Muster reagieren: Stets nehme der Hass auf Fremde zu und die Sehnsucht nach einfachen Antworten. Die Zahl der Frustrierten und Wütenden wird steigen, wenn das Aufstiegsversprechen unglaubwürdig geworden ist. Wird also die Erbesgesellschaft eines Tages im großen Knall einer Revolte auseinanderbrechen?

Der Journalist George Packer, der in seinem Buch Die Abwicklung meisterhaft den Niedergang des American Dream analysiert, schreibt: Die wachsende Ungleichheit wirke wie ein »geruchloses Gas«, das das Fundament des Zusammenlebens zersetze. Und der britische Wirtschaftswissenschaftler Richard Wilkinson meint: »In ungleichen Gesellschaften herrscht weniger Vertrauen, weniger sozialer Zusammenhalt.« Die Mehrheit sei getrieben von Statusangst. Möglicherweise also werden die Abgehängten in der Erbesgesellschaft gar nicht auf die Straße gehen,

sondern sich – wie in den Hungerspielen von Panem – noch verbissener in den Konkurrenzkampf stürzen, die Ellenbogen ausfahren und ihr Dasein als Dauerwettbewerb begreifen.

Oder sie erstarren in Abhängigkeit, wie die Jugend jenes Landes, das als Prototyp der modernen Erbesgesellschaft gilt: In Japan sind die Alten wohlhabend wie nirgendwo sonst, doch den Jungen fällt es nach 25 Jahren wirtschaftlicher Stagnation schwer, genug zu verdienen, um das eigene Leben zu finanzieren oder gar eine Familie zu gründen. Die japanische Jugend begehrt aber nicht auf. Fast die Hälfte der Japaner zwischen 20 und 34 lebt noch zu Hause. Junge Japaner haben weniger Freunde. Sie engagieren sich kaum. Sie gehen deutlich seltener aus als ihre Altersgenossen in anderen Ländern. Sogar das Interesse an der Liebe haben sie verloren. Viele bleiben einsam. Offenbar sind in ihnen die Lust und die Gier auf das Leben erstorben.

Es ist die traurigste Vision einer Erbesgesellschaft: eine Jugend, die von den Alten geliebt und ernährt wird, aber ohne die schützende und fütternde Hand lebensunfähig ist. Ist das auch unsere Zukunft?

Götz Werners Privatvermögen wird auf 1,1 Milliarden Euro geschätzt. Es besteht hauptsächlich aus Anteilen an der Firma dm, jener republikweit bekannten Drogeriemarkt-Kette, die Werner 1973 gründete. Als ich Werner in der Firmenzentrale in Karlsruhe treffe, nimmt er mir zunächst ein Versprechen ab: Ich soll »Die Rockefeller« lesen, die Biografie des Industriellen-Clans, die vom Unglück der Urenkel des Gründers erzählt und von deren vergeblichen Versuchen, sich aus dem Griff der Familie zu befreien. Dann könne ich ihn besser verstehen, sagt er. Denn Götz Werner verhält sich ganz anders als die allermeisten deutschen Familienunternehmer.

90 Prozent von denen hoffen, dass der Betrieb auch über den Tod hinaus dem Clan gehört. Götz Werner ist Vater von sieben Kindern aus zwei Ehen. Würde man den Unternehmenswert im Erbfall unter ihnen aufteilen, entfielen auf jedes Kind um die 160 Millionen Euro. Aber das ist bloße Theorie. Cornelia, Christoph, Bettina, Michaela, Johanna, Sonja und Matthias werden nämlich kein Leben als Supererben führen. Vor vier Jahren brachte ihr Vater seine Anteile an dm in eine gemeinnützige Stiftung ein. »Warum?«, frage ich ihn in seinem Büro. »Ich habe vor dreißig Jahren

ebenjene Geschichte der Rockefellers gelesen«, antwortet er. »Mir ist klar geworden, dass Erbschaft für eine Familie auch Tragik sein kann, wenn sie das Leben der Erben determiniert.« Die Firma, sagt er, sei seine Berufung gewesen, nicht die seiner Kinder. »Ich wollte ihnen nicht eine Bürde hinterlassen, die verhindert, dass sie ihren eigenen Weg finden und beschreiten können.« – »Und was sagen Ihre Kinder dazu?«, frage ich. »Nichts«, sagt er. Das sei nie Thema gewesen. »Kinder sind ja Realisten«, sagt Werner. »Bei uns gibt es kein Fernsehen. Darüber hat sich auch nie ein Kind beschwert.« – »Ihre Kinder sind nicht mal insgeheim wütend?«, frage ich. »Ja, und wenn«, sagt Werner, »dann müssen sie sich halt dran gewöhnen.«

Götz Werner verwechselt Liebe nicht mit Geld. Er hat auch verstanden, dass Eigentum verpflichtet, so wie es in unserem Grundgesetz steht. Und er hat verstanden, dass Erben kein Schicksal ist, das der Mensch auf sich nimmt. Es ist bloß Geld, und der Reiche kann es – nicht nur durch staatlichen Zwang, sondern vor allem durch eigene Einsicht – für die Zukunft vieler sinnvoll verwenden. Wenn er bloß will. Es wird Zeit, das Schweigen zu brechen. Lasst uns über das Erben streiten! Alle gemeinsam.

Schatz, die Flüchtlinge kommen

Ich habe eine Wohnung in Berlin, eine Familie und ein Herz. Und irgendwann nachts könnte das Telefon klingeln, um fremde Gäste anzukündigen. Will ich das?

Von Konstantin Richter, Die Welt, 25.9.2015

Letzte Woche, nachmittags, ein Anruf. Meine Frau geht ran, ich bleibe in Hörweite. "Wir haben fünf Plätze", sagt meine Frau, "nein, es muss keine Familie sein... wir nehmen auch fünf Männer auf." "Drei", sage ich, nachdem meine Frau aufgelegt hat, "drei Männer sind genug." Ich will nicht Horst Seehofer sein, wenn meine Frau die Merkel macht. Aber so ein bisschen de-Maizière-artig begrenzen möchte ich die Zahl der Flüchtlinge, die zu uns kommen, schon.

Meine Frau hat eine Organisation aufgetan, die sich um Schlafplätze für Flüchtlinge kümmert. Bei Facebook. Wir haben keinen Fernseher, keine Smartphones, und auch Facebook fanden wir immer blöd. Aber seitdem es die Flüchtlinge gibt, loggt sich meine Frau mehrmals täglich bei Facebook ein. Sie hat dort die Wohnung, in der wir mit unseren drei Töchtern leben, als Übernachtungsmöglichkeit angeboten. Der Name der Person, die sie am Telefon hatte, ist ihr entfallen. Deswegen hat sie die Nummer unter dem Eintrag "Flüchtlinge" abgespeichert, es ist der Eintrag gleich nach "Fleurop".

Ein paar Stunden später. Wir gehen schlafen. Meine Frau hat das Handy auf den Nachttisch gelegt. Wir sind auf Abruf, die Flüchtlinge könnten sich jederzeit melden. Im Dunkeln streiten wir, aber nur ganz leise, weil die jüngste Tochter, fünf Monate alt, zwischen uns schläft. Ich sage, dass ich, obwohl generell ein großer Flüchtlingsfreund, ganz konkret ein Problem damit habe, unsere Wohnung zur Verfügung zu stellen. "Also willst du nichts für Flüchtlinge tun?", fragt meine Frau, ihr Ton ist scharf.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

"Doch", sage ich, "aber sie müssen ja nicht bei uns übernachten. Wir haben drei Kinder, um die wir uns kümmern müssen. Und die feiern bald Geburtstag. Müssen die Flüchtlinge ausgerechnet jetzt zu uns kommen?"

Wir wohnen mitten in Berlin, in einem dieser Viertel, die in ganz Deutschland dafür bekannt sind, dass alles um die Kinder kreist. Wir kreisen auch ein bisschen. In der Kita haben wir gerade Einladungen für drei Partys verteilt. Die zwei älteren Töchter feiern Geburtstag, jede einmal für sich und dann nochmal beide zusammen. 40 Kinder insgesamt haben wir eingeladen, und da sind viele Nationalitäten dabei. Ist das nicht Die-Welt-zu-Gast-bei-Freunden genug?

Jetzt also kommen zu den vierzig Kindern noch drei Flüchtlinge dazu, wir sind Teil dieser neuen Willkommenskultur, die selbst in der New York Times ausführlich beschrieben wurde. Allerdings ist unser Timing falsch, die Stimmung im Bekanntenkreis scheint gerade zu kippen. Eine nahegelegene Grundschule hat Flüchtlinge zum Schulfest eingeladen, es gab ein Buffet, die Flüchtlinge haben gegessen und getrunken und den Kindern nichts übriggelassen, das fanden die Eltern überhaupt nicht gut, sie trauten sich aber nicht, die Flüchtlinge zurechtzuweisen. Und ein Freund, den ich abends auf einen Drink treffe, macht sich Sorgen um Deutschland. Er ist Philosoph, die Denkerstirn liegt in tiefen Falten. In seiner süddeutschen Heimatstadt, so sagt er nachdenklich, stünden die Flüchtlinge jetzt immer beim Tennisclub am Zaun. Er macht eine dramatische Pause und dann sagt er: "Die wollen nicht nur da stehen und zuschauen, die wollen mitspielen!"

In den Zeitungen häufen sich die schlechten Nachrichten. Flüchtlinge bringen Seuchen mit. Flüchtlinge könnten IS-Terroristen sein. Flüchtlinge, die keine Syrer sind, geben sich als Syrer aus. Auch ich will in unserer Wohnung -- wenn überhaupt -- bloß Syrer haben, warum genau, weiß ich nicht. Vermutlich weil die Syrer politische Flüchtlinge sind, also aus guten Gründen kommen, nicht bloß, weil sie das haben wollen, was wir haben.

Wobei die Abneigung gegen die Wirtschaftsflüchtlinge eigentlich unsinnig ist, das weiß ich auch. Ökonomen sagen, dass die Zuwanderung für Deutschland eine riesige Chance sei. Weil sie das demographische Problem beheben. Und weil unter den Flüchtlingen, die jetzt kommen, viele gut ausgebildete Angehörige der Mittelschicht

sind. Mittelschicht finde ich gut. Ich stelle mir einen Arzt aus Aleppo vor, graumeliertes Haar, Goldrandbrille, mit dem ich über Literatur sprechen kann. Bei einem Glas Wein erklärt er mir, warum der syrisch-libanesische Lyriker Adonis nicht für den Nobelpreis in Frage kommt, so stelle ich mir das vor und fühle mich gut dabei. Bis zwei Tage später wieder das Telefon klingelt, "Flüchtlinge", steht auf dem Display. "Die haben gefragt, ob wir weiter Flüchtlinge aufnehmen wollen", sagt meine Frau, nachdem sie aufgelegt hat. "Heute Abend kommen wahrscheinlich welche."

Im Gesetz ist das Recht auf Asyl in Artikel 16a geregelt. Es handelt sich um ein Grundrecht, da will man sich nicht querstellen. Was aber der asylbietenden Bevölkerung zuzumuten ist, darüber wird unter Juristen gestritten. Ich frage mich: Ist mir zuzumuten, dass ich mein Arbeitszimmer den Flüchtlingen überlasse? Als wir vor fünf Jahren einzogen, war die Wohnung für zwei Erwachsene und ein Kind recht groß, und das Arbeitszimmer, so fand ich damals, entsprach meinem Grundrecht auf Privatsphäre. Ich habe dort meine Bücher in einem wandgroßen Regal. Ich habe dort meinen rosa Lesesessel und meine Plattensammlung. Über dem Schreibtisch hängt ein schönes Selbstporträt von Felix Vallotton.

Allerdings ist mein Arbeitszimmer jetzt, da wir drei Kinder haben, auch der einzige Ort, wo noch Platz ist. Mein Arbeitszimmer ist ein bisschen wie Brandenburg, vergleichsweise groß und leer, wie gemacht für ein Flüchtlingslager. Ein letztes Mal laufe ich durchs Zimmer, überlege, ob ich die Wertsachen rausnehmen soll. Das Portemonnaie. Das alte Samsung-Handy ohne Netzzugang. Der Laptop, auf dessen Tastatur das H nicht mehr funktioniert. H wie Habibi, H wie Hezbollah, ich beginne mit der Räumung. Meine Frau sieht zu, verdreht die Augen.

Wieder gehen wir auf Abruf schlafen, das Handy liegt auf dem Nachtschisch. "Du sagst immer, dass Wohlstand verpflichtet", sagt meine Frau. "Und du bist doch ein guter Mensch." "Gut nur zu Leuten, die ich kenne", entgegne ich, "und ich kenne die Flüchtlinge doch gar nicht. Eigentlich will ich überhaupt nicht, dass irgendwelche Leute bei uns übernachten -- ob das Flüchtlinge sind oder nicht." "Aber das sind Leute, die nichts haben", sagt meine Frau, "stell dir mal vor, du wärst irgendwo in einem fremden Land und hättest nichts zu essen, keinen Platz zum Schlafen. Dann wärst du auch froh, wenn du unterkommst." Ich stelle es mir vor und gebe ihr Recht.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Morgens wachen wir früh auf. Die Flüchtlinge sind nicht gekommen, dafür haben wir jetzt Läuse. Die Köpfe jucken, wir müssen was tun, Läusemittel kaufen, drei große Flaschen Infectopedicul, dann allen die Haare waschen, die Stofftiere ins Gefrierfach und ein Waschgang nach dem anderen, den ganzen Tag lang. Abends entlause ich die älteren Töchter mit einem spitzen Kamm, sie dürfen dabei auf dem alten Laptop "Shaun, das Schaf" schauen, eine Ausnahme, die Babytochter schreit und schreit. Ich gehe zum Nachbarn runter, bitte ihn, das Baby zu nehmen. Er ist der CEO einer bekannten IT-Firma, nach fünf Minuten klingelt er bei uns, möchte das Baby wieder loswerden. "Noch zwanzig Minuten", sage ich. Der CEO bleibt bei uns auf dem Sofa sitzen, hilflos, das brüllende Baby auf dem Schoss. Ich denke: Hoffentlich kommen jetzt nicht noch die Flüchtlinge.

Dann, mitten in der Nacht, vibriert das Handy meiner Frau und es leuchtet im Dunkeln: Flüchtlinge! Ich bin erschöpft, wir haben drei Kindergeburtstagspartys und fünf Läusekuren hinter uns, und zwei Töchter haben Schnupfen und husten im Schlaf. Muss ich da rangehen? Meine Frau wacht nicht auf, zum Glück, und ich denke so lange über die Pros und Cons nach, bis das Handy nicht mehr vibriert.

Als die Älteste morgens ins Schlafzimmer kommt, fragt sie als Erstes, ob die Flüchtlinge endlich gekommen seien. Sie ist gerade sechs geworden. In der Zeitung steht, dass noch viel mehr Flüchtlinge kommen werden, wegen des Klimawandels, die Deutschen werden sich an die Flüchtlinge gewöhnen müssen. Vielleicht ist es gut, denke ich, unsere Töchter jetzt schon vorzubereiten. Vielleicht brauchen sie einen Kurs in Flüchtlings-Früherziehung so wie sie auch bald Englisch lernen werden. Meine Frau ruft die Organisation zurück, erklärt, dass wir den Anruf verschlafen hätten, entschuldigt sich. Dann sagt sie zu mir: "Du, ich habe gerade mit denen telefoniert: Heute kommen wohl keine." Erleichtert gehe ich zum Fußballtraining, ich schieße ein paar Tore, ich fühle mich fit, ich gehe nach Hause, ich trinke im Arbeitszimmer, das ad interim wieder mir gehört, ein Glas Wein.

Das Telefon klingelt kurz nach Mitternacht. Ich bin gleich wach. Ich wecke meine Frau. "Schatz", sage ich, "die Flüchtlinge kommen." Sie geht ans Telefon, hört zu, sagt: "Machen wir". Wir tragen die Matratzen in mein Arbeitszimmer. Wir beziehen die Betten. Ich versuche, mein Arbeitszimmer mit dem Blick eines

Flüchtlings anzuschauen. Was die wohl von uns halten werden? Auf dem rosa Lesesessel liegt der neue Knausgard, ich stelle ihn ins Regal zurück. Ich glaube nicht, dass sich die Flüchtlinge für ein 800-Seiten-Buch interessieren, das "Träumen" heißt und von den Schreibproblemen eines egozentrischen Norwegers handelt. Die Welt verändert sich radikal, so steht es in den Zeitungen, und an der Flüchtlingsfrage entscheidet sich, wie die Zukunft aussehen wird.

Es klingelt. Drei Helfer - ein Mann und zwei junge Frauen - haben drei Flüchtlinge mitgebracht. Die Flüchtlinge sind jung, höchstens fünfundzwanzig, heißen Nuri, Samir und Mahmoud und kommen aus Damaskus. Der eine trägt einen Ohrring und spricht Englisch, der zweite hat den Kapuzenpullover ins Gesicht gezogen und sagt nichts, der dritte lächelt, die Haare hat er zu einem feinen Hahnenkamm hochgegelt, so wie David Beckham bei der WM 2002. Die Flüchtlinge ziehen sich im Flur die Schuhe aus, sie kommen in die Küche, wir stellen ihnen Brot, Butter und Obst auf den Tisch.

Seit vier Tagen sind die drei Syrer in Berlin, haben vor der Behörde in Moabit campiert, warten darauf, dass ihre Asylanträge registriert werden, das kann mehrere Tage dauern. Morgen früh um sechs wollen sie wieder dort sein, wir bestellen ein Taxi, legen ihnen das Geld dafür hin, stellen den Wecker. Ich bin neugierig, am liebsten würde ich jetzt die ganze Fluchtgeschichte erfragen, alles von Damaskus über Budapest nach Berlin. Aber es ist spät, fast halb zwei, und sie möchten bestimmt schlafen.

Wir wünschen ihnen eine gute Nacht und ziehen uns zurück. Als wir im Bett liegen, seufzt meine Frau. "Was für Hinterwäldler wir doch sind. Selbst die Flüchtlinge haben iPhones und wir haben immer noch keine". "Ja", sage ich und ich bin froh, ihr etwas erklären zu können: "Die brauchen ihre Smartphones auch, um nach Deutschland zu finden. Wir dagegen sind ja schon hier."

Als wir aufwachen, haben die Flüchtlinge uns schon verlassen. Sie haben den Tisch abgeräumt, die Betten gemacht. Wir entscheiden, dass wir weitere Flüchtlinge aufnehmen werden. Bestimmt wird es nicht immer so einfach. Aber ich sag jetzt einfach mal, wir schaffen das.

Die Mütter der Wut

Im NSU-Prozess hat die Autorin Andrea Hanna Hünninger die Eltern der Terroristen beobachtet. Und dabei ein Déjà-vu erlebt: Warum bloß erinnern sie uns so sehr an unsere eigenen Eltern?

Von Andrea Hanna Hünninger, DIE ZEIT / ZEIT im Osten, 09.10.2014

So muss es sich in einer Zeitmaschine anfühlen, denke ich. Ich sitze im Gerichtssaal in München und schaue von der Besuchertribüne herab auf eine trübe Vergangenheit. Hier, im NSU-Prozess, kann ich als 29 Jahre alte Ostdeutsche, als Nachgeborene der DDR, noch einmal unter das Leichentuch der Neunziger blicken. Ich erlebe ein Déjà-vu. Nicht die Angeklagten lösen es aus, nicht die Täter. Sondern die Zeugen. Die Eltern.

Die Angeklagten selbst reden nicht, logisch. Die meisten Neonazis haben nichts zu sagen, das war schon immer so. Von denen, die im Zeugenstand etwas erklären könnten, sprechen nur die Eltern. Die Böhnhardts und Mundlos' müssen das tun, denn ihre Kinder sind nicht angeklagt. Sie sind tot.

Als ich aufwuchs, in den Neunzigern in Thüringen, waren Rechtsradikale etwas sehr Normales. Im Biologieunterricht saß ich neben einem Neonazi mit schnittiger Heinrich-Himmler-Frisur, er war der Sohn unserer Deutschlehrerin. Man konnte gut beobachten, wie unsicher und ignorant Lehrer und Eltern auf diese Kinder reagierten. Das wirkliche Problem waren nicht nur zweitausend Nazis, sondern Abertausende Gleichgültiger.

Im Prozess um den »Nationalsozialistischen Untergrund« ging es erstaunlich oft um die Erziehungsmethoden der Familien Böhnhardt und Mundlos. Wie schwer wiegt die Schuld der Eltern, die Schuld der Mütter? Waren Frau Mundlos, Frau Böhnhardt

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Monstermütter? Wie konnten die Jungs dieser Mütter nur so wütend werden und morden? So rätselt das Land.

Meine Mutter ist kräftig vom Traktorfahren. Sie jagte während der Ernte den Traktor gerne selbst über ihr Forschungsfeld. Meine Schwester und ich saßen dann am Rand und schauten zu. Von mir aus hätte die Zeit an der Stelle gern anhalten können.

Das Forschungsinstitut, an dem meine Mutter arbeitete, wurde 1990 sofort geschlossen. Ich spielte mal wieder mit Murmeln, als ich mit ihr im Arbeitsamt stundenlang darauf wartete, dass endlich jemand eine Tür öffnet und sagt: Herzlich willkommen im Disneyland Paris. Stattdessen trat irgendwann eine Frau aus der Tür und schrie in den Flur: Nächster, bitte, Dr. Hünninger. Sie meinte meine Mutter.

Die hat dann eine Weile Stiefmütterchenbeete in unserem Plattenbauviertel geharkt. Bald darauf wollte ein Ladendetektiv sie drankriegen, weil sie eine Packung Pelikan-Tinte geklaut hätte. Sie saß eine Weile in einem kleinen Zimmer und wurde verhört, das konnten meine Schwester und ich von der Kasse aus sehen. Ich klaute gleich ein Eis aus der Eistruhe.

Wäre ich wegen irgendeines Verbrechens angeklagt, meine Mutter würde sagen: Wir sind doch eine ganz normale Familie.

Wir haben es bei den Familien Böhnhardt und Mundlos mit gebildeten, einigermaßen wohlhabenden Leuten zu tun, die den Mauerfall offenkundig gut überstanden haben. Frau Böhnhardt Lehrerin, Herr Böhnhardt Ingenieur. Frau Mundlos Verkäuferin, Herr Mundlos Professor.

Terroristen kommen nicht selten aus bürgerlichen Haushalten. Beim NSU muss man sich aber zusätzlich fragen, ob es irgendeinen Zusammenhang zwischen den Taten der Kinder und den Schwierigkeiten der Väter und Mütter gibt, jener Eltern, die nach 1990 völlig unvorbereitet ins neue Leben stolperten. Wenn ich die Mütter der Täter auf dem Zeugenstuhl sehe, schaue ich in das Gesicht sehr vieler Mütter, die ich kenne, ich schaue auch in das abgekämpfte Gesicht meiner Mutter. Sie alle sind ganz unterschiedliche Menschen. Aber in allen Gesichtern steht die Erniedrigung. Die Müdigkeit.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Brigitte Böhnhardt saß im November 2013 im Gerichtssaal in München und gab über ihren Sohn, den Mörder, zu Protokoll: Bei uns war eigentlich alles ganz normal. Brigitte Böhnhardt ist eine unheimliche Frau. Sie, die pensionierte Lehrerin, redet vor Gericht von der ganz normalen Welt. Während ihr Sohn bereits untergetaucht war, sprach sie als Einzige hin und wieder mit dem Trio. Es gab sogar Treffen. Frau Böhnhardt erzählt, sie habe sich gedacht, Bauarbeiter, das sei ein anständiger Beruf für ihren Uwe. »Schließlich muss ja irgendjemand die Häuser der Schönen und Reichen auch bauen.«

Wie kommt eine Lehrerin darauf, von den Häusern der Reichen und Schönen zu sprechen, ohne dabei vielleicht eine Bitterkeit und Ungerechtigkeit zu empfinden, die sie damals, Anfang der neunziger Jahre, offenbar auch schon gespürt haben muss? Die Reichen und Schönen. Wer sind die? Westdeutsche? Jedenfalls gehört sie offenbar nicht selbst dazu.

Unsere Eltern, also auch meine, bei dem Gedanken ertappe ich mich jetzt, sprechen oft von abstrakten Bedrohungen. Sie betrachten sich selbst allzu gerne als Geschädigte. Das Unglück wird zur höheren Macht. Unsere Eltern machten, was sie im Osten gelernt hatten: auf bessere Zeiten warten. Im Gerichtssaal fällt mir auf, wie Alien-haft die Eltern von Böhnhardt und Mundlos auf alle wirken müssen. Ich habe das Gefühl, diese Aliens, die kenne ich sehr gut. Diese Aliens aßen einen Amarenabecher im Eis-Paradies Jena und schwiegen.

Was hat sie so misstrauisch gemacht? Erst die Stasi-Atmosphäre – und später, nach dem Mauerfall, der Glaube, geprellt worden zu sein? Geprellt ums Glück, um Reichtum, um Erlösung, um ein vermeintliches Recht, an erster Stelle zu stehen? Sie endeten jedenfalls perplex und unfähig, etwas Hilfreiches beizutragen.

Irgendwann hatte mein Vater die Telefonkabel aus der Wand gerissen, damit das Telefon nicht mehr klingeln konnte. Er entschied, nur noch sonntags zu reden, um uns beim Frühstück davon zu berichten, dass Marx gesagt habe, wir alle sollten den Schritt aufs Gymnasium schaffen: Es geht um das Gute, Schöne, Wahre. Ich verstand immer nur: Es geht um die guten, schönen Waren. Irgendwann wusste ich, wir leben auf zwei ganz verschiedenen Planeten. Keiner ist an der anderen Spezies ernsthaft interessiert. Mein Vater saß auf dem Sofa. Schief auf dem Sofa. Aß auf dem Sofa und schaute

Fernsehen, das ihn nicht satt machen konnte. In den Zeitungen fand er nichts, was ihm diese Welt annähernd erklären konnte. Ein Taifun, ein Erdbeben, Babys in Blumentöpfen, ein mittelgroßer Krieg irgendwo. Brände, Morde, Skandale, Panik an der Börse, Verluste von Riesenvermögen. Was ging es ihn an? Er sah auf seine zehnjährige Tochter, und ich hatte das Gefühl, er betrachtete mich wie eine Nachricht aus der Zeitung.

Uwe Böhnhardt, der Sohn Brigitte Böhnhardts, landete, noch bevor er die Häuser der Reichen und Schönen bauen konnte, im Heim. Er hatte die Schule zu oft geschwänzt.

Als meine Mutter mit mir vor dem Kinderheim in Bucha parkte und sich innerlich auf das Gespräch mit dem Heimleiter vorbereitete, ging diese Geschichte nur deshalb nicht weiter, weil meine Mutter sich in einem Augenblick zu mir drehte, mich ansah und bemerkte: So richtig passt dieses Ereignis, ausnahmsweise, nun doch nicht in meinen Lebenslauf.

Aber: Alles war ganz normal. Ostdeutschland, die Neunziger.

Ich hatte, glaube ich, selbst ins Heim gewollt, das wurde mir in dem Moment, im Auto, vor dem Kinderheim, klar. Und als ich einige Kinder von Weitem beobachtete, wie sie Fußball spielten – da wünschte ich mir, weg zu sein von der Stille zu Hause, die uns erdrückte. In einem stillen Jahrzehnt, in dem die Welt direkt vor der Tür einmal die Richtung wechselte, war das Fortsein kein bedrückender, sondern ein beruhigender Gedanke. Ich will das nicht weiter dramatisieren oder verallgemeinern. Ich will sagen, dass aus dem Unnormalen plötzlich etwas Normales wurde, aus dem Falschen plötzlich das Richtige.

Nun fragen sich die Mundlos' und die Böhnhardts und auch die versoffene Mutter von Zschäpe natürlich trotzdem: Warum ausgerechnet mein Kind, wo doch alles einigermaßen normal war? So, als habe eine normale Mutter ihr Kind versehentlich im Schlaf erstickt. In der ganzen Normalität eine einzige ungünstige Bewegung, und das Kind ist verloren?

Die Mutter von Uwe Mundlos kann nichts erklären, nur den Tagesablauf erzählen. Bleibt sprachlos. Sie habe einen behinderten Sohn zu pflegen gehabt: In der

Früh habe ich meinen behinderten Sohn Robert angezogen, sagt sie, ihn fertig gemacht, Essen gekocht. Um 14 Uhr kam mein Mann nach Hause. Uwe war eher der Typ Papakind. Das Problem war, dass Papa, Professor Mundlos, wenig zu sagen hatte. Sprachlosigkeit erzeugt Gewalt.

Blühende Landschaften, tote Babys in Blumentöpfen, brennende Asylbewerberheime. Die Neunziger, in denen die Sehnsucht entstand, wieder deutsch zu sein. Man sprach, wenn man über den Osten sprach, lange über lächerliche Frisuren (unserer Mütter) und Neonazis. Der Neonazi ist, medial gesehen, so muss man das sagen, der erfolgreichste Ostdeutsche. Worüber niemand sprach, das war die Erniedrigung jener, die 1990, sagen wir, 40 Jahre alt waren. Niemand sprach über den Prozess, den es braucht, sich in neue Zeiten hineinzufinden.

Wut und Gewalt wuchsen mit den neuen Stiefmütterchen, die die Arbeitslosen pflegten. Und die Eltern schwiegen. Und ihre Sprachlosigkeit, die kann jeder bei diesem Prozess beobachten. Einmal wird der Vater von Uwe Mundlos, Professor (!) Siegfried (!) Mundlos (!) von Richter Manfred Götzl vor Gericht gefragt: Wie hat der Kontakt zwischen Ihnen denn ausgesehen? Mundlos antwortet: Ich war der Vater, das war mein Sohn.

Die gefährlichste Idee Europas

Der Angriff der Griechen wurde abgewehrt. Europa bleibt auf Sparkurs – und damit seiner Idee von der Austerität treu. Obwohl diese weder durch eine Theorie noch durch Erfolge gestützt wird.

Von Constantin Seibt, Tages-Anzeiger, 02.07.2015

«Nichts ist gefährlicher als eine Idee, wenn man nur eine hat», schrieb der französische Philosoph Alain. Schon deshalb ist Austerität eine gefährliche Idee. Sie ist das einzige politische Projekt, das Europa hat.

Selten haben so zahlreiche Regierungschefs quer durch Länder und Parteien so einig auf dieselbe Karte gesetzt. Für die Sparpolitik riskieren sie Milliarden, ihr Gesicht, die Zukunft ihres Landes. Und das ohne Reserve. Als die griechische Regierung über Alternativen sprechen wollte, prallte sie gegen eine Wand. Am Ende stand es 18:1. Und der deutsche Finanzminister Wolfgang Schäuble fragte, wer wohl auf dem richtigen Kurs sei. Das eine Auto oder die 18 Autos in der Gegenrichtung.

Kein Zweifel, Austerität ist die wichtigste politische Idee der Gegenwart. Das Erschreckende daran ist: Es ist eine Idee, die keine Theorie im Rücken hat, keine nachweisbaren Erfolge zeigt, dafür aber direkt zur grössten politischen Katastrophe des letzten Jahrhunderts führte.

Es ist eine einfache Idee. Bei Gipfeln und in Communiqués klingt sie zwar wie die Pressemeldungen eines Konzerns: Konsolidierung. Strukturbereinigung. Fiskaldisziplin. Reformen. Programme. Doch im täglichen Leben ist Austerität nichts Abstraktes. Sie ist vielleicht das älteste Krisenrezept der Welt. Trinker, Heilige, Familien und Firmen kennen es. Auf den Rausch folgt der Kater, auf die Sünde die Kasteiung, und bei knapper Kasse wird gespart.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Kein Wunder, scheint die Idee einleuchtend, dass auch Staaten sparen müssen, wenn sie über die Stränge gehauen haben. So plausibel die Idee ist, so jung ist sie. Die klassischen Wirtschaftstheoretiker dachten über die Reduktion von Staatsausgaben kaum nach. Kein Wunder, denn die rudimentären Staaten des 18. Jahrhunderts kannten keine Sozialversicherungen oder Bildungssysteme. Als Hauptschurken galten verschwenderische Fürsten.

Das erste Mal, dass Austeritätspolitik im grossen Massstab in Demokratien angewendet wurde, war in den Dreissigerjahren. Nach dem Börsencrash 1929 schalteten die grossen Industriestaaten auf Budgetkürzungen. In den USA schnitt Präsident Herbert Hoover die Ausgaben zurück, in Deutschland der Reichskanzler Heinrich Brüning, in Frankreich war es die Zentralbank, die mehrere Premierminister zu einer Kaskade von Spardekreten zwang, in Japan sparte man aus Enthusiasmus, um zu den erstklassigen Nationen zu gehören.

Motive für die Kürzungen gab es zwei: Moral und Zwang. Typische Sätze der Zeit waren etwa Hoovers Begründung für Kürzungen: «Wir können Wohlstand nicht durch Verschwendung herstellen.» Oder Brünings Satz: «Ohne Schmerzen wird niemand gesund.»

Der Zwang ergab sich durch den Goldstandard.Ländern, deren Währungen durch Goldreserven abgedeckt waren, blieb bei einbrechenden Steuereinnahmen fast nur das Sparen. Sie konnten in Krisen nicht die Notenpresse anwerfen.

Die Ergebnisse der Einschnitte waren katastrophal: In den USA stieg die Arbeitslosigkeit in zwei Jahren von 8 auf 30 Prozent, Deutschland versank in Massenarbeitslosigkeit, in Frankreich brach die Industrie zu einem Viertel weg, und Japan, das am härtesten sparte, erlebte den grössten wirtschaftlichen Zusammenbruch in Friedenszeiten.

Ebenso katastrophal waren die politischen Folgen. In Deutschland kam die einzige Partei an die Regierung, die sich gegen Austerität aussprach: die Nationalsozialisten. In Japan ermordeten die Militärs den Goldstandard-Premierminister und übernahmen die Macht. In Frankreich kürzte die Nationalbank

dem Militär Jahr für Jahr das Budget – selbst noch im Krieg. Kein Wunder, brach die Armee gegen die Deutschen ein.

Später, nach dem Weltkrieg mit über 60 Millionen Toten, obduzierten die Ökonomen die Wirtschaftsleiche. Im Wesentlichen kam man auf vier Punkte, warum Sparpolitik in der Krise nicht funktionierte:

1. Die Depression nach dem Börsencrash 1929 entstand, weil Firmen und Privatleute gleichzeitig versuchten, Schulden abzubauen. Das führte dazu, dass niemand mehr Geld ausgab, nicht für Waren, nicht für Investitionen. Worauf immer weitere Firmen und Leute in den Strudel gerieten. Durch das Sparprogramm fiel der letzte Akteur mit Geld aus – der Staat. Danach wurde es dunkel.

2. Ein moralischer Irrtum. Man sagte, dass das, was unterging, zu Recht unterging – aus mangelnder Anstrengung. Nur hatten Firmen ohne Kundschaft und Leute ohne Jobs keine Chance.

3. Der Goldstandard war dazu gedacht, Stabilität zu schaffen: indem er den Politikern die Möglichkeit nahm, Geld zu drucken. Nur führte das in der Krise in die Katastrophe. Es gab keine Chance, der Wirtschaft einen Kick zu geben.

4. In einer Diktatur kann man Leute verarmen lassen, in einer Demokratie nicht. Fortgesetzte Austeritätspolitik führte fast überall zu Protest, Instabilität, Extremismus.

Eigentlich glaubten die Ökonomen, damit das Rezept gefunden zu haben: Ein Staat, der mitten in der Krise spart, ist unverantwortlich. Man muss Geld ausgeben, um das System wieder anspringen zu lassen.

Genau das tat man auch, nachdem 2008 die in den USA riesige Immobilienblase geplatzt war. Kein westliches Land, das nicht Unsummen investierte: den Löwenanteil zur Bankenrettung, aber auch für Investitionsprogramme. Und tatsächlich fing die Wirtschaft an, sich zu erholen.

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Doch nur ein Jahr lang. Denn Ende 2009 schaltete Europa plötzlich um. Und begann eines der grössten ökonomischen Experimente der Geschichte: die Austerität eines ganzen Kontinents.

Es war eine dramatische, kollektive, seltsam begeisterte Wende der Entscheidungsträger. Gegen eine erfolgreiche Strategie. Gegen das ökonomische Lehrbuch. Für eine Politik, die wenig Erfolg, hohes Risiko und sichere Schmerzen versprach.

Warum? Zwei Dinge elektrisierten die Politiker damals. Zum Ersten eine Studie, dass Einschnitte im Staatsbudget zu Wachstum führten: Und zwar, weil die Investoren dann Vertrauen schöpften, da sie wüssten, dass jede Aufgabe, von der der Staat liess, eines Tages von der Wirtschaft übernommen würde. Und eine andere Studie, dass ab 90 Prozent Staatsschulden kein Wachstum mehr möglich sei.

Und dann kam in Griechenland eine neue Regierung ans Ruder und stellte fest, dass ihre Vorgänger die Bilanzen gefälscht hatten: Defizit wie Staatsverschuldung waren schockierend hoch.

Nur erklärt beides nicht die 180-Grad-Wende der Politik. Erstens stellten sich beide Studien schnell als unbrauchbar heraus (bei der ersten gab es kein erfolgreiches Beispiel für Sparen in der Krise, bei der zweiten waren die Zahlen falsch in die Excel-Tabelle gefüllt). Und zweitens war Griechenland ein Zwerg: Die Wirtschaftsleistung machte nur 3 Prozent der Eurozone aus. Die Wahrheit lag wohl woanders. Zwei böse Überraschungen hatten 2009 der Politik das Leben sauer gemacht.

Beim Crash 2008 waren die Europäer noch stolz gewesen. Das amerikanische Bankensystem war mit Knall explodiert. Es war klar, wer an dem Schlamassel schuld war: die verrückten Amis.

Erst nach und nach entdeckte man, dass die europäischen Banken noch tiefer im Sumpf steckten. Passiert war Folgendes: Als 2002 der Euro eingeführt wurde, galten mit einem Schlag sämtliche Staatsanleihen als todsicher, garantiert durch die Zentralbank. Also liehen sich die Banken so viel Geld zu tiefem Zins, wie sie kriegen konnten, kauften sich so viel Staatsanleihen wie möglich und kassierten die Differenz.

Ein todsicheres Geschäft. Scheinbar. Als die Krise ausbrach, sass man auf einer gigantischen Bombe.

Zum Zweiten hatte der Euro noch einen anderen Effekt. Er fesselte die Politik noch brutaler als zuvor der Goldstandard. Keiner der drei Hebel für Wirtschaftspolitik war für einen Eurostaat noch einsetzbar. Nicht die Abwertung der Währung. Nicht die Festlegung der Zinsen. Und wegen der Schuldenbremse auch nicht das Ankurbeln der eigenen Wirtschaft durch Geld. Kurz: Die Wirtschaftspolitiker der Eurozone waren nur noch die Darsteller von Wirtschaftspolitikern. Bei einer Krise blieben ihnen nichts als Worte.

Der Euro, eingeführt, Stabilität zu schaffen, entpuppte sich als effiziente Höllenmaschine. Er stellte in hohem Rhythmus Krisen automatisch her: schlicht dadurch, dass Länder in Krise oder Boom die gleiche Währungspolitik fuhren. Und er verhinderte aus demselben Grund auch die Lösung dieser Krisen. Und dazu gab es – anders als beim Goldstandard – keinen Ausstieg. Seine Alternative war der Sprung ins Nichts: Denn die ehemalige Währung war Vergangenheit.

Kurz: Im Herbst 2009 fanden sich die Toppolitiker Europas in einem Albtraum wieder: in einer Achterbahn, gefesselt, mit einer riesigen Bankenbombe unter der Konstruktion.

Wenig ist schwerer zu ertragen als Machtlosigkeit. Kein Wunder, passierten zwei Dinge: Erstens wurde die Krise umgetauft, von Bankenkrise in Staatsschuldungskrise. Zweitens drehte sich die Politik radikal: von Konjunkturpaketen zu Sparmassnahmen. Es war der Versuch, den Schrecken zu bannen, indem man ihn sich ins Haus holte. Und wenn man schon keine Kontrolle hatte, dann wenigstens die Verantwortung.

Vielleicht war es der unverantwortlichste Versuch der Geschichte, Verantwortung zu übernehmen. Denn erstens war die Diagnose gleich doppelt falsch. Die Krise war nicht im öffentlichen Sektor entstanden, sondern im privaten: in den meisten Ländern durch die Banken, in anderen durch die Privatverschuldung. Ausser Griechenland hatte kein Staat Geld verschleudert. Und diejenigen, die nun die Strafe traf, waren nicht die, welche die Party gefeiert hatten: Während mit Hunderten

Milliarden Euro Banken ausgekauft und Börsen gestützt wurden, wurden Millionen Jobs gestrichen. Und dazu Renten, Krankenhäuser, Löhne, Schulen.

Denn die Austerität war nicht nur intellektuell ein Debakel: Irland, Spanien, Portugal wurden in die Massenarbeitslosigkeit gespart, weitgehend sinnlose Opfer, bei wachsenden Schulden.

Am härtesten traf es die Griechen. Als die Troika mit ihren Programmen begann, rechneten sie mit einem Einbruch von 0,3 Prozent. Was passierte, war der Zusammenbruch einer Wirtschaft, den man sonst nur im Krieg sieht: 25 Prozent.

Wie im Krieg war auch bei der Sparpolitik die Wahrheit das Opfer: Kein Wort der Regierenden, dass das teuerste Hilfsprogramm aller Zeiten nie in Athen ankam, sondern zu 90 Prozent direkt an die eigenen Banken floss. Kein Wort, dass das System Euro nur mit Transferleistungen funktioniert. Kein Wort, dass es kein Erfolg ist, wenn einer der Sparstaaten nach enormen Verlusten minimal wächst.

Der Ersatz für Souveränität ist Härte. Kein Wunder, wurde die neue griechische Regierung brutal geschnitten, als sie etwas Unverzeihliches tat – die Wahrheit zu sagen: Griechenland ist pleite, die Sparpolitik ein Desaster, die Milliarden sinnlos verbrannt. Und als sie Vorschläge machte: etwa für Schuldpapiere, deren Ertrag an das Wirtschaftswachstum gekoppelt ist, sodass Gläubiger und Schuldner im gleichen Boot sitzen. Und als sie sagte, dass die Leute nicht nur Reformen, sondern auch Hoffnung bräuchten.

Die Antwort war erst Spott – «Kaffeehauspolitiker», «Amateure» –, dann Genervtheit, wann die Griechen endlich erwachsen würden, schliesslich der frontale Angriff auf die Regierung. Kaum waren die Verhandlungen gescheitert, strich die EZB die Garantie für die griechischen Banken – was heisst, dass diese nun gestürzt werden.

Was immer mit Griechenland noch wird, das Ergebnis ist klar: Die Austerität steht als Doktrin fester denn je. Es ist egal, dass ihre Resultate vernichtend sind, dass ihre Sprache langsam sowjetisch klingt und dass niemand auch nur das geringste Vergnügen an ihr hat. Oder an Europa. Es ist die einzige Idee, die der Politik noch geblieben ist.

Reporter**FORUM**

www.reporter-forum.de

Und auf sie setzt ein ganzer Kontinent seine Zukunft.